
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Dezember 12/2022

74. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Sara Han/Rainer Kampling

„Strukturierte Monologen“

Zur Wahrnehmung des Judentums im Pastoralblatt in den letzten
Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts

Christoph Stender

Vom Synodalen Weg für Synodalität lernen

Alfred Lohmann

Engagementförderung als Instrument für lokale Kirchenentwicklung

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Gunther Fleischer Anfangspastoral	353
Petra Dierkes/Uta Raabe Zur Verabschiedung	356
Klaus Vellguth Kurz, prägnant, vielseitig und interessant Ein dankbarer Rückblick auf die 74-jährige Ära des Pastoralblatts	358
Sara Han/Rainer Kampling „Strukturierte Monologen“ Zur Wahrnehmung des Judentums im Pastoralblatt in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts	359
Christoph Stender Vom Synodalen Weg für Synodalität lernen	367
Alfred Lohmann Engagementförderung als Instrument für lokale Kirchenentwicklung	372
Astrid Heidemann Die Fülle des Lebens – in der Ungewissheit des Alltags	377
Rezensionen Joachim Kügler: Sexualität – Macht – Religion	382



Liebe Leserinnen und Leser,

die letzte gedruckte Ausgabe des Pastoralblatt ist erreicht. Immerhin, 74 Jahre alt ist die Monatszeitschrift geworden, die im Jahr 1949 als Kölner Pastoralblatt unter der Schriftleitung des Kölner Pfarrers Josef Wisdorf entstand. Mit seinem Anliegen, seinen Mitbrüdern eine Leseforum für seelsorglich relevante Themen zu bieten – oder, wie P. Lauter es später formulierte: „eine Zeitschrift für die praktische Seelsorge, die nicht nur Methodisches, sondern auch Theologisch-Substantielles behandelt, nicht nur das ‚know how‘, sondern auch das ‚Was‘ der Verkündigung und Seelsorge zur Sprache bringt“ (Pbl 33 [1981], 64) –, fand er zunächst in Aachen und Essen Unterstützung. Die (Erz-)Bistümer Berlin,

Hildesheim, Osnabrück und Hamburg gesellten sich im Laufe der Jahre dazu und natürlich erweiterte sich der Adressatenkreis um die sogenannten „Laien“ in der Seelsorge. Auf Josef Wisdorf folgten die Schriftleiter P. Hermann-Josef Lauter (1981–1996) und Pr. Dr. Robert Kümpel (1996–2001), von dem ich das Amt übernehmen durfte. Ihm bin ich besonders dankbar, da ich ein von ihm bestens vorbereitetes Feld vorfand, zu dem besonders die Umstellung auf das digitale Zeitalter gehörte, aber auch manch hilfreicher Ratschlag für die mir bis dahin unvertraute Redaktionsarbeit. Dankbar gedacht sei an dieser Stelle auch der Redaktionsmitarbeiterin Frau Ingeborg Lenz, die ich von Prälat Kümpel übernehmen konnte. Nach ihrem viel zu frühen Tod und der kurzfristigen Unterstützung durch Frau Nicola Löffler wäre seit 2009 kein Heft ohne meine Mitarbeiterin Frau Sigrid Klawitter entstanden, die vom Eingang der Artikel bis zur Erstellung der Druckvorlagen für den Verlag mit größter Präzision und Verlässlichkeit die jeden Monat notwendigen Arbeiten erledigt hat. Hier kann das Dankeschön gar nicht groß genug geschrieben werden. Für die Veröffentlichung stellt das chronologisch letzte Glied der Kette seit 2006 der Ritterbach-Verlag dar. Das pünktliche Erscheinen der Hefte an jedem Monatsbeginn und die Pflege der Abonnenten ist sein Verdienst. So sei dem Verlagsleiter Markus Ritterbach und meinem monatlichen Ansprechpartner für die Druckerstellung, Bernd Fröhlingdorf, an dieser Stelle ebenfalls aufs herzlichste gedankt. Und natürlich gilt mein aufrichtiger Dank dem über die 21 Jahre meiner Tätigkeit sich immer wieder anders zusammensetzenden Beirat des Pbl. Für alle Mitglieder gilt: Ich hatte ihr Vertrauen und durfte frei gestalten. Es gab keine Zensur, dafür aber bei jeder jährlichen Sitzung wertvolle Hinweise auf notwendige Themen und geeignete Autor(inn)en. Die Verständigung auf neue Konditionen – besonders aufgrund des Ausscheidens einzelner Bistümer aus dem Verbund – verlief solidarisch und immer rückenstärkend.

So freue ich mich natürlich über die persönlichen Verabschiedungsworte der beiden Beiratsvertreterinnen **Petra Dierkes**, Leiterin der HA Seelsorge im Generalvikariat Köln, und **Uta Raabe**, Seelsorgeamtsleiterin im Erzbistum Berlin.

Prof. Dr. mult. Klaus Vellguth, seit Kurzem ordentlicher Professor für Pastoraltheologie an der Theologischen Fakultät Trier und – genau zeitgleich seit 2001 – Kollege als Schriftleiter der Zeitschrift Anzeiger für die Seelsorge, hat mich mit einem Grußwort zum Abschied überrascht. Jahrelang schrieb er einen Beitrag zur Vorstellung des Landes des Weltmissions-Sonntags, nun also ein freundschaftliches und konkurrenzfreies Adieu, für das ich ihm herzlich danke.

Doch soll die letzte Ausgabe keine Fleischer-Gedenkschrift sein, sondern bis zum Schluss Inhalte bieten. Von **Prof. Dr. Rainer Kampling**, emeritierter Professor für Biblische Theo-

logie/Neues Testament an der FU Berlin und daselbst seit 2021 Verbundkoordinator des vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft geförderten Projekts: Christliche Signaturen des zeitgenössischen Antisemitismus. Forschung, Analyse und Vermittlung, kam der Vorschlag, die Rezeption der Konzilerklärung Nostra aetate zum Verhältnis von Christentum und Judentum im Pbl zu erforschen. Er und seine wissenschaftliche Mitarbeiterin in besagtem Projekt, **Sara Han M.A.**, kommen – auch wenn man sich das als Schriftleiter anders gewünscht hätte – zu keinem positiven, dafür aber umso spannenderen Ergebnis: Auch wenn das Pbl nicht die „ganze Wirklichkeit“ abbildet, gibt es doch Zeugnis davon, wie lange römische Verlautbarung und Annahme im Volk Gottes über Jahrzehnte (zumindest 1964 bis 1984) im Spagatschritt gehen können. Immerhin, die Durchsicht der letzten zwanzig Jahre hätte zumindest für das Pbl zu einem anderen Ergebnis geführt, was der Artikel am Ende auch andeutet.

Absolut zukunftsgerichtet ist der Beitrag von **Pfr. Christoph Stender**, Mitarbeiter in der Seelsorge in der Region Aachen-Stadt, dessen Amtszeit als Geistlicher Rektor des ZdK soeben endete. Sein Thema ist der Synodale Weg, den er facettenreich wahrnimmt, um aus den Beobachtungen zu folgern, was für die Synodalität als eine Wegform des Kircheseins abzuleiten ist.

Das Jahres-Schwerpunktthema Engagementförderung findet seinen kumulierenden Abschluss in einer Gesamtbetrachtung des bisherigen Wegs durch denjenigen, der die Engagementförderung im Erzbistum Köln zum Projekt und schließlich zu einer fest installierten Größe gemacht hat: **PR Alfred Lohmann**. Auch hier dominiert nicht der Rückblick des mittlerweile Unruhe-Ruheständlers, sondern das Zukunftspotenzial, das in diesem neuen Berufszweig steckt.

Die Botschaft Jesu zeichnet sich nicht durch Sparsam- und Kärglichkeit, sondern durch Großzügigkeit und Lebensfülle aus. Dies gilt es gerade auch in diesen Zeiten zumindest unter Christinnen und Christen nicht zu vergessen. Dem entsprechenden johanneischen Motiv der Lebensfülle geht Frau **Dr. theol. Diplom-Biologin Astrid Heidemann**, Akadem. Rätin an der Fakultät für Geistes- und Kulturwissenschaften der Berg. Universität Wuppertal, ermutigend und hoffnungstärkend nach.

Am Ende bleibt mir, Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, für alle wohlwollende wie kritische, aber immer interessierte Lektüre, teilweise in jahrzehntelanger Treue, zu danken. Zwölfmal habe ich in diesem Jahr – nicht zufällig – meine Impulse unter das Motto „Anfang“ gestellt, der jedem Ende gleichsam wie ein „Zauber“ (H. Hesse) innewohnt. Ich sehe ihn auch schon für eine veränderte Zukunft des Pbl keimen (vgl. Jes 43,19).

Mit meinem mittlerweile Tradition gewordenen Weihnachtsgedicht, allen Segenswünschen für das kommende Christfest und natürlich auch das sich anschließende neue Jahr grüße ich Sie dankbar

Ihr 

Gunther Fleischer

P.S.: Ab dem 1.1.2023 ist das digitale Archiv des Pastoralblatts unter www.pastoralblatt.de ohne Passwort für alle User zugänglich.

Impuls

Gunther Fleischer

Anfangspastoral

„Eine Kultur, die nicht imstande ist, mit ihrer Tradition zu brechen, stirbt. Kultur braucht keine falsche Sicherheit, sondern offene Türen und ein Risiko.“

Dieses Wort des Komponisten Pierre Boulez (1925–2016) zitiert der Dirigent Kent Nagano als eine seiner „10 Lessons of my Life“ (Berlin 2021, S. 89). Die beiden Sätze haben mit Sicherheit keinerlei religiösen Hintergrund, und doch überfiel mich beim Lesen eine Assoziation für den Dezember-Impuls: Deutet nicht der Rückgriff des Johannesprologs – des Weihnachtsevangeliums schlechthin – auf den Anfangstext der Bibel schlechthin – das Schöpfungsgeschehen Gen 1,1 – 2,4a – die Menschwerdung Gottes in Jesus als einen solchen Traditionsbruch? Gott wagt gegen alle Mauern einen neuen Versuch der Kontaktaufnahme: mit anderen Mitteln als bisher, nicht mit Worten von Gesandten wie Moses und den Propheten, auch nicht verdeckt durch Geschehnisse, deren Gottgewirktheit allein der Glaube herauszudeuten vermag, sondern durch das eigene Eingehen in das alle Menschen verbindende Fleisch. Aber die Mauer scheint unbezwingbar: „Wir haben ein Gesetz und nach dem Gesetz muss er sterben“ (Joh 19,7). Die Folge des unerwarteten Neuanfangs – Menschwerdung Gottes war im Glaubenshorizont der Menschen nicht vorgesehen, der sollte schön „im Himmel“ bleiben – ist der Kreuzestod. Johannes nimmt ihm zwar seine Grausamkeit durch die Überstrahlung des Geschehens mit Jesu selbst Pilatus verwirrender Souveränität (Joh 19,9f.). Aber auch das kann nicht verschleiern: Der alle Tradition brechende Neuanfang Gottes, um mit seiner Schöp-

fung in Beziehung zu treten – nach, trotz und wegen Allem, oft im Stichwort „Gewalt“ oder auch „Sünde“ zusammengefasst –, dieser Anfang, der um der Treue zum anfänglichen Schöpfungs-Ja willen alle Sicherheit der Verborgenheit und der letztlich nicht erreichbaren göttlichen Majestät aufgibt; der den von uns aus nicht zu überspringenden Graben zwischen Schöpfer und Geschöpf von sich aus überschreitet; dieser Neuanfang Gottes, in dem dieser weniger wird als er ist: Mensch (vgl. Phil 2,5ff); dieser nicht auf Landverheißung, Tempel oder auf Opfer, sondern einzig auf den personalen Ganzeinsatz setzende Neuanfang – er scheitert: „Als sie aber zu Jesus kamen und sahen, dass er schon tot war ...“ (Joh 19,33).

Aber gerade darin scheitert der, der vonseiten der Richter das letzte Wort haben sollte: der Tod. Das ist die erschütternde Ostererfahrung der Maria Magdalena.

Nicht also um das Retten einer sterbenden Kultur, sondern um die Rettung des Lebens selbst geht es. Diese Botschaft droht zu sterben, wenn die, die im Namen Gottes für dieses Leben unterwegs sind, auf Bewahrung, Sicherheit und Risikovermeidung setzen und vielleicht sogar – zumindest manchmal – Kirche als Lebensgemeinschaft und Kirche als Kulturgut miteinander verwechseln. Im zweiten Fall kann es nur um ängstliche und damit letztlich glaubensferne Verteidigung und Schaffung von Sicherungsräumen gehen mit der Gefahr der Musealisierung; im ersten Fall geht es um risikobereiten und türenöffnenden Ganzeinsatz: „Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt“ (Joh 15,13). Das setzt freilich voraus, die Menschen in der Welt grundsätzlich nicht als Feinde, sondern als Gottes und Jesu und damit auch die eigenen „Freunde“ anzusehen. Darin steckt Potenzial für eine Pastoral, die bereit ist, nicht sinnlos alles über den Haufen zu werfen, aber durchaus auch – wo notwendig – mit Traditionen zu brechen, Risiken einzugehen und so Türen – zumindest vielleicht – zu öffnen. Das wäre eine Anfangspastoral, die ihre biblischen Wurzeln im Schöpfungshymnus und im Johannesprolog hätte.

Zur Verabschiedung

Zum 31. Dezember 2022 wird das Pastoralblatt nach 74 gedruckten Jahrgängen in seiner jetzigen Form eingestellt werden, so haben sich die fünf herausgebenden (Erz-)Bistümer Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück im Beirat einvernehmlich verständigt. Hintergrund sind die seit Jahren rückläufigen Abnahmezahlen. Zudem hat – nachdem vor Jahren das Bistum Essen die Mitherausgeberschaft bereits eingestellt hatte – nun auch das Bistum Osnabrück dies angekündigt.

Wie geht es nun weiter? Im Rahmen der Tagung aller Seelsorgeamtsleitungen im deutschsprachigen Raum im Juni 2022 traf der Vorschlag des Beirates, die Idee des Pastoralblattes in eine digitale Form zu überführen, auf sehr große Resonanz. Von allen wurde die Einschätzung geteilt, dass eine Fortsetzung nur durch die Mitarbeit mehrerer (Erz-)Bistümer möglich sein wird. Ein digitales Format soll zum einen eine gute Erreichbarkeit sicherstellen und zum anderen die Kommunikation zwischen Redaktion und pastoralen Mitarbeitenden in den (Erz-)Bistümern und interessierten Engagierten in den Gemeinden ermöglichen. Wann und unter welcher Adresse das neue Format im Internet zu finden ist, wird zeitnah mitgeteilt, wenn dies feststeht.

Ein weiterer Grund zur Beendigung der Printversion ist auch, dass der langjährige Schriftleiter Dr. Gunther Fleischer zum 30. Juni 2023 in den Ruhestand verabschiedet wird. Nach 74 gedruckten Jahrgängen geht somit nicht nur das Pastoralblatt in Rente. 21 komplette Jahrgänge hat Dr. Gunther Fleischer in seiner Aufgabe als Schriftleiter verantwortet. Dabei war er stets unermüdlich auf der Suche nach Autoren

und Autorinnen, die pastorale Anliegen in pastoralpraktischer und fundierter Art und Weise zu Papier bringen konnten. Das breite Spektrum und die Qualität der Artikel zeigen, dass ihm dies stets gelungen ist.

Nach über 20 Jahren Schriftleitung könnte man einen tiefen Einblick in die Zeitgeschichte werfen und Seite um Seite füllen. Im Beirat des Pastoralblatt haben wir uns jedoch für einen anderen Rückblick entschieden – für einen sehr persönlichen. Ehemalige und heutige Mitglieder des Beirates kommen zu Wort. Ihr Rückblick und ihre Würdigung zeigen Dr. Gunther Fleischer als einen Schriftleiter mit Herz und Verstand.

Zwei Jahrzehnte Schriftleitung wären nicht möglich gewesen ohne eine wichtige Frau an seiner Seite: Sigrud Klawitter. Auch wenn Frau Klawitter noch nicht in Rente verabschiedet wird, so ist dies heute dennoch Gelegenheit genug, auch ihr Danke zu sagen für ihren Einsatz, ihre Geduld mit den Autoren und Autorinnen und ihre freundliche Art, diese z. B. an den bevorstehenden Abgabetermin zu erinnern. Ohne ihren Beitrag wäre so manche Ausgabe des Pastoralblatt anders geworden! Mit der Verlässlichkeit und aufgrund der langjährigen guten Zusammenarbeit mit dem Ritterbach-Verlag konnten die Ausgaben stets pünktlich erscheinen.

Für Dr. Gunther Fleischer wird nun ein neuer Lebensabschnitt beginnen. Dazu wünscht der Beirat ihm Gottes Segen, Gesundheit und die Erfahrung der Leichtigkeit des Seins!

Lieber Gunther,

als Du Dich 1987 für die neu geschaffene Stelle als Assistent des Leiters der Erzbischöflichen Bibel- und Liturgieschule in Köln beworben hast, befürwortete Prälat Dr. Robert Kümpel, zu dem Zeitpunkt Leiter der Hauptabteilung Seelsorge, Deine Einstellung ausdrücklich: „Ich glaube, dass

Herr Fleischer nicht nur wissenschaftlich arbeiten kann, sondern auch in der Lage ist, auf „normal“ denkende Menschen zuzugehen und ihnen wissenschaftliche Inhalte verständlich und anschaulich zu vermitteln.“

So kennen und schätzen wir Dich! Deine Fähigkeit, Deine durch Studium und Lehrtätigkeit erworbenen wissenschaftlichen Kenntnisse zu vermitteln und Deine Freude am Umgang mit Menschen auf der Basis des Glaubens konntest Du ab 1.4.1994 dann auch als Leiter der Bibel- und Liturgieschule einsetzen - und in besonderer Weise ab August 2001 als Schriftleiter des Pastoralblatt umsetzen und leben. Hier warst Du in Bezug auf theologische Diskussionen und aktuelle pastorale Herausforderungen immer auf der Höhe der Zeit. In engem Kontakt mit den Autorinnen und Autoren hast Du Aufsätze, Rezensionen und Stellungnahmen veröffentlicht, die eine interessierte Leserschaft nicht nur in den herausgebenden Bistümern gefunden hat. Das oft persönliche Nachfragen und Nachhaken bei den Autorinnen und Autoren, letztlich das gewissenhafte und akribische Redigieren jeder Pastoralblatt-Ausgabe war Dir immer sehr wichtig.

Lieber Gunther, Du bist ein Mann des Wortes, dabei bist Du auch im Hebräischen und Griechischen zu Hause. Du hast vor 34 Jahren im Fach Altes Testament über die Sozialkritik des Propheten Amos promoviert. Deine Dissertation trug den Titel „Von Menschenverkäufern, Baschankühen und Rechtsverkehrrern. Die Sozialkritik des Amosbuches in historisch-kritischer, sozialgeschichtlicher und archäologischer Perspektive“. Wir freuen uns, wenn Du uns auch weiterhin aus biblischer Perspektive kritische Anfragen und Impulse zu Pastoral und Kirchenentwicklung gibst! Dein Blick war und ist herausfordernd, visionär und wertvoll für uns! Danke und Gottes begleitenden Segen für alles Kommende!

Petra Dierkes
Leiterin der Hauptabteilung Seelsorge im
Erzbistum Köln

Dem Amt eine Seele geben

Überrascht war ich schon, als ich am Ende meiner Amtszeit als Leiter des Seelsorgeamtes im Erzbistum Berlin von Gunther Fleischer angefragt wurde, ob ich nicht für ein Jahr im Pastoralblatt den geistlichen Impuls schreiben würde.

Das Pastoralblatt kannte ich gut. 6 Jahre lang habe ich regelmäßig an den Redaktionssitzungen teilgenommen. Ich erlebte das Suchen um die aktuellen pastoralen Themen und natürlich auch das Bemühen, dafür geeignete Autoren zu finden. Interessant waren auch immer die Hinweise auf weiterführende Literatur. Doch jedes Mal, wenn ich eine neue Ausgabe des Pastoralblattes in den Händen hielt, galt mein erster Blick den geistlichen Impuls. Den habe ich immer gern gelesen, konnte so manchen Anregungen daraus entnehmen ... und ausgerechnet ich wurde nun angefragt, für ein Jahr solche Impulse zu schreiben. Eine tolle Herausforderung.

Ich habe kurz überlegt – mein Seelsorgeamt hatte damals 12 Arbeitsbereiche. In vielen Gesprächen mit meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern haben wir versucht, den geistlichen Kern dieser pastoralen Arbeitsbereiche zu charakterisieren. Seelsorgeamt – Was gibt unserem Amt eine Seele? Aus diesen Gesprächen sind dann 12 geistliche Impulse entstanden. Und so manche Rückmeldung auf diese Impulse haben uns gezeigt, dass wir mit unseren Gedanken viele Leser erreicht haben.

Ämter gibt es wahrhaftig viele – in der Welt und auch in unserer Kirche. Ich will auch keines abschaffen. Ich freue mich aber immer, wenn ich mit einem Amt in Kontakt komme, dass eine Seele hat. Und ich bin dankbar für alle Frauen und Männer, die ihrem Amt eine Seele geben. Gunther Fleischer ist einer von ihnen. Ihm und seinem Team sei von Herzen gedankt.

Prälat Dr. Stefan Dybowski
Leiter des Seelsorgeamtes im Erzbistum
Berlin von 2005 bis 2012

Wenn ich von meiner Wohnung in Köln zu meinem Arbeitsplatz im Generalvikariat des Erzbistums ging, kam ich immer an den Räumen der Redaktion des Pastoralblatts und der Erzbischöflichen Bibel- und Liturgieschule und damit am Arbeitssitz von Dr. Gunther Fleischer vorbei. Immer wieder bin ich bei ihm eingekehrt und es war für mich oft ein geistiges, geistliches und menschliches Erlebnis, mit ihm die Arbeit und Perspektive des Pastoralblatts und der Bibel- und Liturgieschule zu bedenken, aber auch die Entwicklung des Erzbistums und die Perspektiven der Kirche und der Gesellschaft in Deutschland. Dr. Gunther Fleischer habe ich als einen Mann des wachen Geistes und als einen gläubigen und frommen Christen mit hohem theologischen Sachverstand und klarem Urteilsvermögen erfahren, der Kirche und Gesellschaft nachdenklich und engagiert mitbedachte und gestaltete. Auf seine Ratschläge und sein Mitentscheiden habe ich immer großen Wert gelegt und war froh, wie sehr er sich in die Gemeinschaft im Seelsorgeamt, das ich damals leitete, eingab und von seinen Kolleginnen und Kollegen geachtet und so sehr geschätzt wurde. Er war eben ein Mensch auch der Herzlichkeit. Ich bin froh und dankbar, ihn in vielen Jahren erlebt zu haben, und danke ihm für sein Mit-Sein, sein Engagement, seine Verlässlichkeit und seine freundschaftliche Verbundenheit. Auch sein Lachen ist mir bis heute in froher Erinnerung.

Gottes Segen für Ihren weiteren Weg und für ihre Familie, lieber Herr Dr. Fleischer!

Bleiben Sie wohl behütet!

Dr. Heiner Koch
Erzbischof von Berlin

Klaus Vellguth

Kurz, prägnant, vielseitig und interessant

**Ein dankbarer Rückblick auf die 74-jährige Ära
des Pastoralblatts**

Eine Momentaufnahme aus dem Jahr 2002 – kurz zuvor hatten Dr. Gunter Fleischer die Schriftleitung des Pastoralblatts und ich selbst die Schriftleitung des Anzeiger für die Seelsorge übernommen. Auf einer Bahnfahrt von Aachen nach Köln nahm ich in einem Viererabteil Platz und sah, wie der mir gegenüber sitzende Mitfahrer ein Heft aus seinem Rucksack zog. Ich erkannte es sofort: Die aktuelle Ausgabe des Pastoralblatts. Obwohl der Mitreisende unmittelbar in seiner Lektüre versunken war, sprach ich ihn an. Denn mich interessierte brennend, was ihn veranlasste, angesichts der schier grenzenlosen Auswahl im deutschen Blätterwald gerade das Pastoralblatt auf seine Bahnfahrt mitgenommen zu haben. „Die Artikel im Pastoralblatt sind so angenehm kurz, prägnant, vielseitig und interessant“, erwiderte der mir unbekanntes Mitreisende und wunderte sich vermutlich, auf seine theologische Fachlektüre angesprochen zu werden. Ich ließ das Gespräch ausklingen, doch für mich als Schriftleiter einer pastoraltheologischen Fachzeitschrift war diese kurze Kommunikation Gold wert. Von diesem Tag an achtete ich bei der Konzeption jeder Ausgabe des Anzeiger für die Seelsorge darauf, dass die Beiträge sich inhaltlich nicht in vage theologische Spekulationen verirren, sondern rund um pastorale Themen kurz, prägnant, vielseitig und interessant verfasst werden.

Wenn mit diesem Dezemberheft im Jahr 2022 das Pastoralblatt eingestellt wird,

geht in der Pastoraltheologie eine publizistische Ära zu Ende. Seit Gründung der Zeitschrift im Nachkriegsjahr 1949 war das monatlich erscheinende Pastoralblatt, das sich insbesondere an Seelsorgerinnen und Seelsorger wandte, ein stets zuverlässiges Forum der Information, der Diskussion, der Reflektion und der Inspiration. Geprägt wurde es in den vergangenen 21 Jahren von Dr. Gunter Fleischer, der als Schriftleiter ein großartiges Gespür für pastorale Themen und kirchliche Herausforderungen besitzt und das Pastoralblatt mit so manchem spirituellen Impuls veredelte. Als langjähriger Leiter der Erzbischöflichen Bibel- und Liturgieschule in Köln brachte er von Hause aus ein weites Pastoralverständnis mit und garantierte quasi in persona, dass auch biblisch-theologische, systematisch-theologische und historisch-theologische Themen regelmäßig im Pastoralblatt aufgegriffen wurden. Dabei stand Gunter Fleischer in engem Kontakt mit den Autorinnen und Autoren seiner Zeitschrift. Ich selbst durfte regelmäßig im Pastoralblatt publizieren und freute mich immer wieder, wenn ich eingeladen wurde, einen Beitrag aus meiner Feder im Pastoralblatt zu veröffentlichen.

Über das Ende der Pastoralblatt-Ära schreibt Gunter Fleischer, dass es „Horizonte offenlässt, zu gegebener Zeit ein neues Angebot an die bisherige Leserschaft, aber auch an einen größeren Leser/innen-Kreis – man denke nur an die wachsende Zahl der Ehrenamtlichen – machen zu können“. Es bleibt abzuwarten, was folgt. Vielleicht werden manche bisherigen Leser/innen des Pastoralblatts künftig ihre Themen im Anzeiger für die Seelsorge wiederfinden: kurz, prägnant, vielseitig und interessant verfasst. Unvergessen bleibt auf jeden Fall das Pastoralblatt, das über 74 Jahre (nicht nur) pastorale Themen zeitgemäß, richtungweisend und oft auch angenehm ermutigend präsentiert hat.

Sara Han/Rainer Kampling

„Strukturierte Monologen“¹

Zur Wahrnehmung des Judentums im Pastoralblatt in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts

Mit der 1965 promulgierten Konzilsklärung *Nostra aetate* befreite sich die Römisch-Katholische Kirche von der als irrig erkannten Verachtung anderer Glaubensüberzeugungen und leitete einen Paradigmenwechsel für ihr Verhältnis zu den anderen Religionen, insbesondere zum Judentum, ein.²

Im Januar 1964 veröffentlichte das Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Essen, und Köln unter diesem Titel seine erste Ausgabe.³ Die Diözesen Berlin, Hildesheim und Osnabrück schlossen sich als Herausgeber an. Da sich die Zeitschrift an MitarbeiterInnen der Pastoral, aber auch anderer Interessierte, richtete, kann anhand der Pastoralblätter untersucht werden, welche kirchlichen, insbesondere pastorale Themen im deutschen Katholizismus seit 1964 als für die Zielgruppe relevant erachtet wurden. Punktuell wurden für den vorliegenden Beitrag die ersten zwanzig Jahre seit 1964 gesichtet, um der Frage nachzugehen, ob und wie *Nostra aetate* und die darauffolgenden offiziellen kirchlichen Erklärungen zum Judentum rezipiert wurden und welcher Einfluss der jüdisch-christliche Dialog hatte.

1964

Der erste gesichtete Jahrgang des Pastoralblatts 1964 konzentriert sich vornehmlich auf die Liturgiekonstitution;⁴ ein Beitrag um die am heftigsten gestrittene

Erklärung des Konzils *Nostra aetate* fehlt. Der vom Konzil geforderte Dialogfähigkeit geht Lorenz Jaeger, Erzbischof von Paderborn, in seinem Beitrag „Grundanliegen der zweiten Konzilssessio“⁵ nach und verortet sie in der Seelsorge. Diese müsse dialogisch sein, um „zunächst einmal unsere Zeit und den von ihr geformten Menschen intensiv kennenzulernen“ (133). Durch eine Gesprächs- und Hörfähigkeit, die vom Konzil zu lernen sei, sei eine „Offenheit hin zu Welt“ möglich. Die Kirche solle nicht mehr vor ihren Kritikern zurückschrecken und den Dialog auch mit den „sogenannten Nonkonformisten und Linkskatholiken“ suchen, da die Isolierung „noch größere Verbitterung“ schaffe (134).

Dialog wird hier als instrumentale Praxis zur Repräsentation der Kirche selbst verstanden und als klerikerzentriert konzipiert. Die „Welt“ wird nicht inhaltlich gedeutet; sie ist wohl am ehesten als das zu deuten, womit die Kirche seit der Französischen Revolution nicht zurande kam. Welch bleiernes Schweigen und welche Dialogunfähigkeit herrschte, mag man daran erkennen, dass der Bischof zugesteht, nun auch mit unbequemen Mitgliedern der Kirche zu sprechen müssen.

Bereits der Titel des Beitrags von Joseph Höffner, Bischof von Münster, zeigt, welche Interessen im Vordergrund standen: „Unsere Sorge um die der Kirche Entfremdeten“⁶. In einer klassischen Abwehrhaltung behauptet der Autor, dass „die öffentliche Meinung über die Kirche bei den Abständigen und Nichtkatholiken, im wesentlichen von den einflußreichen Publikationsmedien abhängig“ sei. Man versuche „die Kirche unglaublich zu machen, indem man auf ihr angebliches Versagen im Jahre 1933 hinweist und die Kirche als Interessentengruppe hinstellt. Das Fehlen einflußreicher katholischer Tages- und Wochenzeitungen wirkt sich ungünstig aus. [...] Bei vielen der Kirche Entfremdeten müssen erst Vorurteile ausgeräumt werden; erst dann wird der Abständige allmählich zurückfinden“

(330). Außer, dass hier weiter an der Selbstentschuldigung der Kirche gewerkelt wird⁷ und alle Verantwortung bei denen gesucht wird, die abständig sind, nicht etwa an den Bischöfen selbst, zeigt sich auch hier ein Defizit in der Wahrnehmung der kirchlichen Lehre von *Nostra Aetate* und mithin des Judentums.

1965

In der Januarausgabe von 1965 schreibt Prälat Philipp Boonen, Direktor der Bischöflichen Akademie des Bistums Aachen, in seinem Beitrag „Dialog und Partnerschaft im Geiste des Konzils“⁸: „Nun, heute wissen wir schon, sie [die Welt] wird nicht christlich, sie wird pluralistisch sein“ (17). Die Kirche dürfe weder an der Sozial- und Kulturpolitik noch an den Entwicklungen der „junge[n] Demokratie“ uninteressiert sein, sondern müsse die „verschiedenen Seelsorge- und Bildungsangebote und -träger in unseren Diözesen“ überprüfen und auf die „vielen Fragen des heutigen Menschen“ eingehen. Den Aufruf des Konzils, dialogfähig zu werden, bezieht Boonen auf das Verhältnis zwischen „Laien und Hirten“ (19) und die kirchliche Bildungsarbeit als christlichen Beitrag in einer pluralistischen Gesellschaft.

Der seelsorgerische Dialog und der mit der „pluralistischen Welt“ stand auf der pastoralen Agenda. Der jüdisch-christliche Dialog, zu dem das Konzil wegen der Einsicht über das gemeinsam geistliche Erbe (NA) auffordert, findet keine Erwähnung. Die Beschäftigung mit dem „Dialog“ finden in den ersten Jahren des Pastoralblatt rein kirchlich binnenbezogen statt. Das mag angesichts des nicht vorhandenen und daher nicht erprobten Dialogs in der Kirche nachvollziehbar sein, ändert aber nichts an der defizitären und beschränkten Vermittlung kirchlicher Lehre.

Der Kölner Weihbischof August Frotz verfasste im März 1966 „Unsere Seelsorge nach dem Konzil“⁹ und nennt in der Glie-

derung seines Beitrags unter „Der endzeitliche Charakter der pilgernden Kirche und ihre Einheit mit der himmlischen Kirche“ die „Erklärung über die Haltung der Kirche gegenüber den Nichtchristen“ (67), erwähnt sie jedoch im Kapitel selbst nicht. Dort heißt es dann: „Die offensichtliche Krise des Missionsbewußtseins, die aus einer einseitigen Auslegung der Lehre von der Heilsmöglichkeit außerhalb der sichtbaren Kirche und der Erfahrung von religiösen und menschlichen Werten bei Nichtchristen entstanden ist, wird hier [in Ad gentes] im Kern überwunden“ (73). Der Autor verharret nicht nur im Modus, dass die Verheißung nur in der Kirche ihre Vollendung findet, sondern auch in der Substitutionslehre. Das „heilige[] Volk als Heilszeichen in der ganzen Welt“ (73) wird ausschließlich auf die Kirche bezogen. Damit widerspricht der Autor dezidiert der Konzilserklärung *Nostra aetate*, die unmissverständlich die Substitutionslehre verwirft und, dem Apostel Paulus folgend, die unwiderruflichen Gnadengaben Gottes an Israel und seine Berufung festhält.

1968

Der Einleitungsbeitrag im Juni 1968 von Pfarrer Kurt Keinath „Gesprächs-fähig?“¹⁰ verweist darauf, dass alle vom Dialog reden, wobei dieser „eingeübt, gelernt sein“ will und „Wir“, so der Autor, „sind weiterhin ‚strukturierte Monologen‘“. Es wird ein „Verlangen nach einem echten mitbrüderlichen Gespräch“ diagnostiziert, das jedoch oft nur „abgefertigt“ werde: „Wann hat ein Bischof schon Zeit für ein seelsorgerisches Gespräch mit Priestern seines Bistums?“ (161). Keinath verweist dabei kritisch auf die Gesprächsunfähigkeit innerhalb kirchlicher Hierarchiestrukturen. Die Selbstbeschreibung „strukturierter Monologen“ ist überaus zutreffend, denn der Beitrag selbst bezieht sich auf das Innere der Kirche. Bei der ungeschönten Beschreibung der kirchlichen Situation mag man verstehen, aus welchen Gründen KatholikInnen außerhalb kirchlicher Organisationen in

den Dialog mit JüdInnen eintraten. Hier war auch zu dieser Zeit mehr an Dialog zu erleben als in ihrer Kirche.

Klaus Schneider erarbeitete mit Studenten einen Beitrag, in dem einige Gründe für „das Unbehagen unter den Studenten“¹¹ aufgezeigt werden. Der Klassen-Begriff von Karl Marx und dessen Erwartung auf das „Reich der Freiheit“ ermutigte die Studenten, die gesellschaftlichen Verhältnisse und ihre „tragenden Institutionen, wie Parteien, Verbände, Kirchen“ kritisch zu reflektieren und „gegen den Apparat der Institutionen der Gesellschaft zu protestieren“ (171). Das Gebot der Nächstenlieben verstünden sie „sozialrevolutionär“ (172). An Christus spreche sie dessen unmittelbares Beteiligtsein an der Not des Menschen an, da er sich auf die Seite der Unterdrückten gegen die herrschenden gesellschaftlichen Mächte gestellt habe.

Die beiden letzten Absätze des Beitrags sollen hier in ihrer Länge zitiert werden: „Wenn der Soziologe Max Horkheimer behauptet, bei der rebellierenden Jugend sei die Nächstenliebe, die Christus gepredigt und verwirklicht hat, besser aufgehoben als im Christentum selbst, ist das eine ernste Frage an das Christentum, ob es nicht bisher zu sehr die Tatsache der Liebe Gottes in Christus in einem überweltlichen Raum oder in einer abstrakten Formulierung angesiedelt hat, wo sie doch geschichtlich-wirklich gewesen ist. Es mag viel Unausgereiftes in dem Denken der Studenten liegen, sie mögen erst auf dem halben Wege zur richtigen Erkenntnis sein und vieles falsch, wenn nicht sogar ungerrecht beurteilen, aber daß sie sich über sich selbst und über die Gesellschaft Gedanken machen, kann auch für die Gesellschaft von Nutzen sein, wenn sie bereit ist, das mühevoll Unterfangen auf sich zu nehmen, mit dem junge Menschen gemeinsam um diese Frage zu ringen.“ (172)

Indem das „Christentum“ nach dem Gebot der Nächstenliebe beurteilt wird, birgt der Beitrag ein kritisches Moment und nimmt

mit Horkheimer jene Frage auf, die den jüdisch-christlichen Dialog begleitet. Es fällt jedoch auf, dass zwar die Rede ist vom Nutzen für die Gesellschaft, aber nicht für die Kirche.

In der Augustausgabe 1968 findet sich ein Beitrag von Georg Schückler, dem nachmaligen Leiter des MWI, mit dem Titel „Bekenntnis zum Dialog“¹². „Seit der Enzyklika Papst Paul VI., *Ecclesiam suam* vom 6. 8. 1964 und den Verlautbarungen des Zweiten Vatikanischen Konzils, ist eine Bereitschaft zum dialogischen Verhalten der Kirche zur Welt aufgebrochen. Die Kirche sucht den Dialog, und das nicht nur gelegentlich, wenn es die äußere Notwendigkeit erzwingt oder günstige Konstellationen dazu einladen, sondern aus innerem Antrieb, bedingungslos und zuständig“ (226). Der Dialog gehöre zum „heutigen Leben der Kirche“ (*Ecclesiam suam*) und sei Ausdruck dessen, „was die Kirche von Gott her ist“ (226). Auch wenn er ein „ungewohnt und unerprobter Weg“ sei, solle er „nie zum harmlosen Austausch von Meinungen oder zu einem Unterhaltungsmittel in einer unverbindlichen Teerunde werden“. Schückler lässt die Leserschaft im Folgenden wissen, was unter Dialog zu verstehen ist. Es handle sich nicht um eine „spätliberalistische Anpassung“, denn das „Christentum versteht sich als die endgültige, wesensgemäß nicht mehr überbietbare, universale Geltung beanspruchende Selbsterschließung Gottes für alle Menschen aller Zeiten. Diese Absolutheit des Christentums ist mit dem biblischen Kerygma gegeben [...]“ (226).

Das Bekenntnis zum Dialog ist also laut Schückler, ein Bekenntnis zum christlichen Absolutheitsanspruch. Um diejenigen zu beruhigen, die behaupten der Dialog führe weg vom „Zentrum des Religiösen“ und gefährde die „Missionsaufgabe der Kirche“, stilisiert Schückler sich als Dialogbefürworter, denn im Zugehen auf die Anderen komme die Kirche „ihr[em] innerste[n] Gesetz der Christusrepräsentation in der Welt“ nach. Schließlich sei auch Jesus für

die Anderen da gewesen, heilte Kranke und saß mit Zöllnern und Sündern zu Tisch. „In dem Maße“, so Schückler, „indem die Kirche die Welt annimmt, die anderen Menschen, die Kommunisten, die Hindus, Moslems und Juden, indem sie alle diese als Brüder anerkennt und versucht, sie in ihre personale Freiheit hineinzuführen, geschieht etwas von der erlösenden, freisetzenden Tat Christi in der Geschichte“ (227). Damit ist klar, dass es „keine Ablösung der missionarischen Aufgabe“ (228) gibt, sondern dass der Dialog „dem missionarischen Tun einen neuen, früher nicht so gesehenen Charakter“ gebe (228). Die Kirche sei und bleibe gerade in einer pluralistischen Gesellschaft „missionarische Kirche [...], indem sie die Kirche des Dialogs ist“ (228). Letztlich wird der Dialog als Instrument der Missionierung erklärt und gerechtfertigt.

Die jüdischen Dialogakteure der ersten Generation hielten als Prämisse für das jüdisch-christliche Gespräch fest, dass es nicht darum gehen dürfte, Gegensätze zu verwischen, den anderen um jeden Preis zu überreden und es unter ihnen keine Sieger und keine Besiegten geben dürfte und keine Mission.¹³ Bei Schückler heißt es jedoch: „Auch der Dialog will dem anderen eine absolute Wahrheit sagen, er will überzeugen, neue Anhänger gewinnen, und er wird dieses immer wieder in möglich vielen Menschen zu gewinnen suchen“ (229). Im „Bekenntnis zum Dialog“ verbleibt er weiterhin in der Aussage, dass „der Dialog die Mission nicht ausschließt, wohl aber die Mission den Dialog verlangt“ (229). Der Dialog wird für die Kirche als verpflichtend anerkannt, damit „auch der nichtchristliche Teilnehmer an diesem Dialog zuletzt bekennen müsse[n], was sich nach Ansicht des Völkerapostels Paulus dem zufälligen Zeugen eines geisterfüllten Gottesdienstes auf die Lippen drängt: ‚Wirklich, Gott ist in eurer Mitte‘ (1 Kor 14,25)“ (230). Am Ende des Beitrags steht also die Hoffnung, dass auch die nichtchristlichen Dialogpartner sich zur Kirche bekennen – also auch die jüdischen. Man kann fragen, welches

Interesse jemand an einem solchen Dialog haben sollte, der letztlich nur der eigenen Selbstvergewisserung dient und dem Desinteresse am anderen, so wie er ist.

1974

Die vatikanische Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum veröffentlichte 1974 die „Richtlinien und Hinweise für die Durchführung der Konzilserklärung *Nostra aetate*, Artikel 4“. Johannes Günther verfasste einen Beitrag¹⁴ zum genannten Dokument und betonte, dass es sich um „keinen Neubeginn“ handle, sondern um „Ausführungsbestimmungen [...] für bereits Gesagtes“ (170). Während der nationalsozialistischen Judenverfolgung musste, so Günther, „die Kirche deutlicher denn je zu einem Bekenntnis der Tat Anlaß finden“ (170). Um das „Bekenntnis der Tat“ und das „bereits Gesagte“ zu untermauern, fügt er eine Aufzählung an, die mit dem Narrativ der Kirche als Widerstandskämpferin einsetzt. Dafür zitiert er Pinchas Lapide, der den Einsatz Pius XII. für die jüdischen RömerInnen und dessen Aufforderungen für menschliche Brüderlichkeit erwähnte. Die Einführung der Kniebeuge auch bei der Karfreitagsfürbitte für die Juden durch Pius XII. und die Streichung des „perfidus (Iudaeis)“ durch Johannes XXIII. werden genannt, wobei Günther einfügt, dass „perfidus‘ im Lateinischen nicht den in unserer Sprache hinzugekommenen entehrenden Beigeschmack“ (170) besitzt. Somit revaliert er, wenn auch indirekt, die verheerende antijüdische Theologie, die durch die Behauptung des treulosen und ungläubigen Juden seit der Spätantike entfacht wurde. Der Dank der jüdische Delegation 1960 für die gewährte Hilfe unter Pius XII. ist ein weiterer Beleg für Günther. Die Aussagen von *Nostra aetate* 4 werden kurz zusammengefasst, wobei der Abschnitt zur Ablehnung des Antisemitismus zitiert wird.

Im Weiteren skizziert er die vier Abschnitte der Richtlinien und Hinweise. Für den

ersten Abschnitt „Dialog“ wird die einleitende Feststellung der Kommission erwähnt, dass man bisher noch kaum über das Stadium des Monologs hinausgekommen sei. Dazu wird der Verkündigungsauftrag der Kirche aus *Ad Gentes* zitiert, um festzuhalten, dass die „Christusfrage nicht ausgeklammert“ (172) werde. Auf den Hinweis des Respekts gegenüber der religiösen Freiheit des anderen als Bedingung für den Dialog und die Feststellung, dass der Dialog ein besseres gegenseitiges Verstehen und tieferes Bewusstsein für die eigene Tradition schafft, geht Günther nicht ein; ebenso nicht auf die Aufforderung anzuerkennen, dass christlicherseits ein Anteil einer immer noch vorherrschenden Atmosphäre des Misstrauens besteht.

Für den Abschnitt „Liturgie“ hält Johannes Günther fest, dass die gemeinsame Wertschätzung des Alten Testaments liturgisch betont wird und pejorative Texte in der Homilie in gerechter Weise ausgelegt werden sollen. Den Vorschlag, aus der Fußnote des Kommissionstexts den Ausdruck „die Juden“ im JohEv durch „die Führer der Juden“ oder „die Feinde Jesu“ zu ersetzen, um zu vermeiden, dass das „jüdische Volk als solches gemeint“ sei, kommentiert Günther mit dem knappen Satz: „Das ist sicher von der Exegese her nicht zu verantworten“ (172).

Der dritte Abschnitt „Lehre und Erziehung“ besitzt einen besonderen Stellenwert in den Richtlinien und Hinweisen und erwähnt in sieben Spiegelstrichen, welche „Tatsachen“ zu einem besseren Verständnis des Judentums verhelfen. Günther nennt, dass der „längst als falsch erwiesenen Gegensatz: AT = Religion der Gerechtigkeit, NT = Religion der Liebe“ (172) zu vermeiden sei und nicht „die Juden“ am Prozess Jesu schuld seien. Darauf folgt ein Zitat aus dem Gotteslob „O Haupt voll Blut und Wunden“ und sein Hinweis: „Man vergleiche auch Mt 27,25 mit Lk 23,34“ (172). Aus diesem Vergleich erwächst jedoch der Eindruck, dass die Ablehnung der angebli-

chen jüdischen Kollektivschuld am Tod Jesu nicht aufgrund einer historisch-kritischen Exegese zu unterlassen sei, sondern wegen der Bitte Jesu um ihre Vergebung. Dies jedoch hat weder etwas mit den Richtlinien und Hinweisen noch mit der Konzilserklärung gemein.

Günther nennt schließlich die Kritik von Nathan P. Levinson über die im Dokument fehlende Bedeutung des Staates Israels für JüdInnen und stellt ihr den Dominikaner Marcel Dubois, Professor an der Hebräischen Universität Jerusalem, gegenüber. Für Günther selbst ist jedoch das Publikationsjahr des neuen Dokumentes zum „Heiligen Jahr“ bedeutsamer, da es zeige „wie weit ‚Versöhnung‘ als Aufgabe des Jahres gedacht ist. Es erscheint zudem im jetzigen Augenblick der israelisch-arabischen Auseinandersetzung. Sagen diese Tatsachen nicht mehr, als Worte zu sagen vermögen?“ (173). Mit einem Zitat des evangelischen Theologen Michael Krupp verweist er auf die Ablehnung zum religiösen Dialog der Oberrabbiner in Israel. Auf eine weitere Kritik von Levinson, dass zwar die religiösen Traditionen des Judentums gewürdigt werden, jedoch weiterhin versucht werde, den Juden Jesus Christus nahezubringen, antwortet Johannes Günther: „Wir können unmöglich schweigen von dem, was wir gesehen und gehört haben. Jeder Dialog, der es einer Seite verbietet, den wesentlichen Inhalt seines Glaubens in das Gespräch einzubringen, müßte zur Banalität werden und würde einem glaubenslosen Relativismus Tür und Tor öffnen. Damit wäre keinem geholfen“ (173).

In der Kritik an dem weiterbestehenden Missionsanspruch der Kirche gegenüber den Juden und einer fehlenden Unterscheidung zwischen Juden und Heiden im vatikanischen Dokument, erkennt Johannes Günther den ihm „merkwürdige[n] Gedanken von Franz Rosenzweig“, dass der Missionsauftrag nicht für Israel gelten kann, da Israel schon beim Vater angelangt ist.

„Indem aber Juden überhaupt reagieren“, so Günther, „haben sie ungewollt den von ihnen abgelehnten Dialog schon in Gang gebracht“ (172). Diese Behauptung belegt eindrucksvoll, wie wenig Johannes Günther vom jüdisch-christlichen Dialog wusste. Denn einerseits zitierte er mit Nathan Levinson mehrmals einen der jüdischen Pioniere im jüdisch-christlichen Dialog und andererseits wurde der Dialog insbesondere von den jüdischen Partnern forciert; ohne ihr Engagement hätte der jüdisch-christliche Dialog kaum die neun Jahre während der Konzilserklärung und dem vatikanischen Dokument zu den Richtlinien und Hinweisen überdauert.

Inwiefern die Kritik von Levinson über den nicht aufgegebenen Missionsanspruch berechtigt ist, zeigt schließlich der Kurzbeitrag von Hermann-Josef Lauter (OFM), damaliger Schriftleiter des Pastoralblatts, „Mission als Testfall“¹⁵. Darin heißt es: „Die Verzagtheit, Unsicherheit und Unlust der Christen für die Mission offenbart nur ihre Unsicherheit und Verzagtheit im Glauben. Es fehlt uns weithin das gläubige Bewußtsein der Unvergleichlichkeit der Christusoffenbarung gegenüber allem, was es sonst auf der Welt an Religionen geben mag. [...] Das christliche Überlegenheitsbewußtsein, was den Gehalt des Glaubens betrifft, hat nichts mit Überheblichkeit zu tun, sondern ist die von Gott geforderte Anerkennung dessen, was er in Jesus Christus geoffenbart und getan hat“ (289).

Das Plädoyer für die Mission als Testfall sieht in der Würdigung und Achtung anderer Religionsgemeinschaften den Glauben an Christus Jesus bedroht. Diese Haltung sagt jedoch wohl mehr über die eigene Unsicherheit aus, denn ständig wird sich der eigenen Überlegenheit durch die Degradierung der anderen als Heilsferne versichert. Diese Aussagen nach *Nostra aetate* und *Dignitatis humanae* zu lesen, mag heute erstaunen, aber sie sind ein wichtiges Indiz dafür, dass das Narrativ, die weite Verbreitung und die Rezeption der offiziellen kirchlichen Erklärungen zum Judentum

hätten erheblich zu den Dialogerrungen-schaften beigetragen, kritisch befragt werden muss.

1975

Tatsächlich dient der jüdisch-christliche Dialog, der seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil auch institutionell verankert wurde, der Kirche und ihrer Theologie und trägt dazu bei, ihren Antijudaismus zu überwinden, was eine glaubwürdige Rede vom „Gott der Hoffnung“ möglich macht. Daran erinnerte die Würzburger Synode 1975 in ihrem Beschluss „Unsere Hoffnung. Ein Bekenntnis zum Glauben in dieser Zeit“ und findet deutliche Wort über die ausgebliebene christliche Solidarität während der Shoa. Mit einer bis dahin unbekanntenen Eindeutigkeit beginnt der Abschnitt „Für ein neues Verhältnis zur Glaubensgeschichte des jüdischen Volkes“ mit den Worten: „Wir sind das Land, dessen jüngste politische Geschichte von dem Versuch verfinstert ist, das jüdische Volk systematisch auszurotten. Und wir waren in dieser Zeit des Nationalsozialismus, trotz beispielhaften Verhaltens einzelner Personen und Gruppen, aufs Ganze gesehen doch eine kirchliche Gemeinschaft, die zu sehr mit dem Rücken zum Schicksal dieses verfolgten jüdischen Volkes weiterlebte, deren Blick sich zu stark von der Bedrohung ihrer eigenen Institutionen fixieren ließ und die zu den an Juden und Judentum verübten Verbrechen geschwiegen hat.“¹⁶

Dass weder über diesen Abschnitt noch über die Würzburger Synode überhaupt ein Beitrag im Jahrgang 1975 zu finden ist, ist erstaunlich. Somit war sie im Pastoralblatt nicht präsent; es wirkte mithin zumindest indirekt am Vergessen des Textes mit.

Ob nicht gerade die Einsicht der Selbstbezogenheit der Kirche während der Shoa Grund für das Beschweigen des Textes war, lässt sich durchaus fragen. Als ein Beleg kann das folgende Zitat aus dem Beitrag

„Aus der Geschichte lernen“ von Norbert Trippen, Apl. Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Bonn, im November 1986 gelesen werden: „Während die Zeitgenossen von der eindeutigen, wiewohl begrenzten Widerstandshaltung der gesellschaftlichen Großgruppe katholische Kirche gegenüber dem System beeindruckt und überzeugt waren, hat sich die nachwachsende Generation zunehmend von sozialistischen und liberalen Historikern einreden lassen, die Kirche habe sich in unverantwortlicher Weise mit dem System arrangiert, um für sich Vorteile herauszuschlagen. Ohne abgesicherte Nachprüfung der Fakten haben Würzburger Synode („Unsere Hoffnung“), BdKJ und Bensberger Kreis in bester Überzeugung pauschale Schuldbekennnisse formuliert, die durch die Tatsachen nicht gedeckt sind.“¹⁷

1985

Der Beitrag von Augustinus Frotz „Kirche in der Welt von heute. Zwanzig Jahre Pastoralkonstitution ‚Gaudium et spes‘ des II. Vatikanischen Konzils“¹⁸ erwähnt die „Sendung der Kirche, in der Vielfalt der Nationen, Rassen und Kulturen Zeichen der Brüderlichkeit zu sein“ (323), jedoch mit keinem Wort das Judentum, Israel oder den jüdisch-christlichen Dialog. Die JüdInnen werden nicht einmal bei der „Zeit der Verfolgung bis 1945“ genannt. Gerade in dieser Zeit sei „Gewissensbildung Kern der Innenkultur in unserer Kirche“ gewesen, denn: „Wie hätte sonst unsere Jugend ihren großartigen Widerstand, wie hätten sonst hochherzige Männer und Frauen den Aufstand gegen das überhandnehmende Böse wagen können?“ (325).

Am 24. Juni 1985 legte die vatikanische Kommission ein zweites Dokument vor „Hinweise für eine richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und in der Katechese der katholischen Kirche“. Es wurde das Verhältnis von Altem und Neuen

Testament bedacht, die jüdische Wurzel des Christentums hervorgehoben, die Darstellung der Juden in den neutestamentlichen Schriften erörtert und auf die Bedeutung der Existenz des Staates Israels bezuggenommen. Zu diesem Dokument erschien kein eigener Beitrag in den Pastoralblättern bis 1989.

Stehen eine intensivere Sichtung und Analyse der Beiträge aus den Jahren 1986 bis 2000 noch aus, ist der jetzige Befund bereits eindeutig: Ein Interesse an Texten, selbst wenn es sich um lehramtliche Dokumente handelte, zum Dialog mit dem Judentum bestand nicht. Die Selbstbezüglichkeit und die Sorge um die Missionsfähigkeit in einer pluralistischen Welt waren größer, als die Bereitschaft die vom Konzil geforderte Neubesinnung auf die Kirche selbst durch die Erneuerung ihres Verhältnisses zum Judentum in den pastoralen Diskurs einzubringen. Gewiss ist es so, dass der Dialog in jenem Zeitraum weitgehend gerade auf katholischer Seite noch am Anfang stand, aber selbst am Abbau der antijüdischen Theologie wurde nicht mitgewirkt. Diese Aufgabe übernahmen die kleinen Kreise der jüdisch-christlichen Dialoginitiativen.

Seit dem Jahr 2000 erschienen im Pastoralblatt sukzessive mehr Beiträge zum jüdisch-christlichen Verhältnis, die die bleibende Erwählung Israels würdigten und festhielten, dass *Nostra aetate* „als Maß für jede weitere theologische Entfaltung dienen muss und hinter die nicht zurückgegangen werden kann.“¹⁹

Anmerkungen:

- 1 Keinath, Kurt, Gesprächsfähig?, in: Pastoralblatt (= Pbl) 1968/6, 161.
- 2 Vgl. zur Konzilserklärung: Renz, Andreas, 40 Jahre *Nostra aetate*. Zeugnis eines kirchlichen Lernprozesses, in: Pbl 2006/2, 50-56.
- 3 Tatsächlich wurde mit dieser Ausgabe die bereits 1949 für das Erzbistum Köln gegründete Monats-

- schrift Kölner Pastoralblatt fortgesetzt, die bis zum 15. Jahrgang (1963) als Kölner Pastoralblatt – Aachener Pastoralblatt – Essener Pastoralblatt firmierte. Der erste Jahrgang mit neuem Titel ist daher der 16. Jahrgang in der laufenden Zählung.
- 4 Vgl. Peusquens, Karl Günter, Die theologische Bedeutung der Konzilskonstitution „De sacra Liturgia“ vom 4.12.1963, in: Pbl 1964/2, 34-42; Lenggeling, E. J., Die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils, in: Pbl 1964/3, 77-86.
- 5 Jaeger, Lorenz, Grundanliegen der zweiten Konzilssessio, in: Pbl 1964/5, 130-137.
- 6 Höffner, Joseph, Unsere Sorge um die der Kirche Entfremdeten (II), in: Pbl 1964/11, 328-331.
- 7 Vgl. Kampling, Rainer, „... wie die Schafe ohne Hirten ...“ Ein binnenkatholischer Blick auf die Katholische Kirche in Deutschland während der Nazi-Diktatur, in: Kreuzer, Ansgar (Hg.), Vielfalt zeigen. (FS für Franz-Josef Bäumer). Ostfildern 2019, 261-276.
- 8 Boonen, Philipp, Dialog und Partnerschaft im Geiste des Konzils, in: Pbl 1965/1, 14-19.
- 9 Frotz, August, Unsere Seelsorge nach dem Konzil, in: Pbl 1966/3, 66-75.
- 10 Keinath, Kurt, Gesprächsfähig?, in: Pbl 1968/6, 161.
- 11 Schneider, Klaus, Das Unbehagen unter den Studenten, in: Pbl 1968/6, 170-172.
- 12 Schückler, Georg, Bekenntnis zum Dialog, in: Pbl 1968/8, 226-230.
- 13 Vgl. Ehrlich, Ernst Ludwig, Der Stand des Gespräches zwischen Christen und Juden. I. In jüdischer Sicht, in: Sonderausgabe zum 60. Geburtstag von Dr. Gertrud Luckner, FrRu XII, Folge 60, Nr. 49 (1959/1960), 20-23.
- 14 Günther, Johannes, Zum neuen Judendokument des Vatikans, in: Pbl 1975/6, 170-173.
- 15 Lauter, Hermann-Josef, Mission als Testfall, in: Pbl 1975/10, 289.
- 16 Beschluss „Unsere Hoffnung“, in: Präsidium der Gemeinsamen Synode der Bistümer – Deutsche Bischofskonferenz (Hg.), Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung (Offizielle Gesamtausgabe I). Freiburg i.Br. 1976, 108.
- 17 Trippen, Norbert, Aus der Geschichte lernen, in: Pbl 1986/11, 322-325.
- 18 Frotz, Augustinus, Kirche in der Welt von heute. Zwanzig Jahre Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ des II. Vatikanischen Konzils, in: Pbl 1985/11, 322-331.
- 19 Fleischer, Gunther/Höbsch, Werner, Christentum – Judentum. Eine Verhältnisbestimmung im Kontext aktueller Stellungnahmen, in: Pbl 2013/5, 138-144.

Christoph Stender

Vom Synodalen Weg für Synodalität lernen

Bewusst lege ich keinen in sich geschlossenen und durchstrukturierten Artikel vor, sondern ich mute Bruchstücke zum Thema Synodalität zu, entfaltet in Teilthemen. Ich tue das, weil das Thema Synodalität in der Kirche in Deutschland, besonders mit der Durchführung der vierten Synodalversammlung¹ im September dieses Jahres, sich in einer Phase befindet, in der sich ein Gelingen und die Gefahr eines nicht Gelingens berühren.

Neben den Vorgaben des Synodalen Weges in Satzung und Geschäftsordnung, entfaltet sich Synodalität im Gehen des Weges lebendig weiter, was aber unterschiedlich von jenen bewertet wird, die des Weges sind.

Deshalb kann ich über den momentanen Stand des synodalen Weges, der über die fünf geplanten Synodalversammlungen hinaus, auf Dauer angelegt ist, keinen abgerundeten Beitrag leisten, sondern nur Bruchstücke beitragen.

Diese Bruchstücke verstehe ich als Lernhilfe, Rücksichten, Einsichten und Vorsichten, auf synodalen Wegen auch allgemein zu bedenken. Sie sollen weiter sensibilisieren und die Blicke derer schärfen, die auch zukünftig auf synodalen oder ähnlich ausgerichteten und benannten Wegen in ihren Gemeinden, in den Bistümern, der Kirche in Deutschland oder auch der Weltkirche auf dem Weg sind.

Einige dieser Bruchstücke habe ich herausgepickt aus medialen Äußerungen zum Synodalen Weg, andere habe ich formuliert vor dem Hintergrund meiner Eindrücke, die

ich als heute ehemaliger Geistlicher Rektor im ZdK bis zur vierten Synodalversammlung sammeln konnte, und wieder andere habe ich ins Wort gefasst aufgrund einiger Rückmeldungen von Delegierten. Diese eher ungeordneten Bruchstücke finden eine bestärkende oder auch weiterführende Konkretion, gebündelt in der Rubrik „Synodalität lehrt“.

Bruchstücke zum Teilthema: Verbindlichkeit

Der Synodale Weg ist kirchenrechtlich keine Synode, so wie die Würzburger Synode eine war. In den Beschlüssen der Synode in Würzburg wurde mehr demokratische bzw. partizipative Beteiligung der Laien gefordert. 50 Jahre nach dieser Synode fordern die meisten der Delegierten auf dem aktuellen Synodalen Weg wieder (immer noch) verstärkt auch demokratische Teilhaben.

Im Umfeld der vierten Synodalversammlung stellte der Pastoraltheologe Prof. Dr. M. Sellmann fest: „Eine `allgegenwärtige Verstörung` über Machtmissbräuche durch kirchliche Verantwortungsträger habe sehr deutlich gezeigt, wie gefährlich es sei, wenn solche Check-and-Balance-Mechanismen im kirchlichen Alltag fehlten.“²

Er unterstreicht: „Die demokratische Staatsform lässt sich (...) nicht eins zu eins für die Kirche übernehmen. (...) Die Kirche gehe nicht aus den Willensakten der in ihm versammelten Bürger, sondern aus der Erstinitiative Gottes hervor (...) Diese Erstinitiative gilt es, funktional zu schützen; dafür gibt es das sakramental verfasste Amt.“³

Von Anfang an wollte der Synodale Weg kein Instrument wie eine parlamentarische Demokratie etablieren, und keinen deutschen Sonderweg gehen, der möglicherweise aus der Gemeinschaft der Weltkirche hinausführen könnte. Er wollte Zukunftsaussichten entwerfen und mit ihnen einladen, sie (weltweit) gemeinsam weiterzudenken.

Jenen, die sich mit den Grundlagen des Synodalen Weges befasst haben, war klar, dass die Beschlüsse der Synodalversammlung in drei Kategorien einzuordnen sind:

1. Was ist vom Kirchenrecht heute schon möglich umgesetzt zu werden? 2. Was können die Bischöfe für ihre Bistümer neu beschließen (z. B. bezogen auf das Arbeitsrecht)? 3. Was ist einzubringen in den Dialog mit der Weltkirche?

Synodalität lehrt:

+ Reale Entscheidungsebenen einzubeziehen und sie gleichzeitig zu hinterfragen und zu prüfen.

+ Weiterreichende Beteiligung von Laien ermöglichen zu wollen, die über das heute schon „Erlaubte“ hinausgehen können.

+ Erneuerungsvorschläge auf ihre Realisierbarkeit hin zu prüfen.

+ Das „Nur“ eines synodalen Gespräches auf dem Weg sollte als Gewinn betrachtet werden.

Bruchstücke zum Teilthema: Delegation

Gemäß der Satzung⁴ gehören neben den Mitgliedern der Deutschen Bischofskonferenz zu der Synodalversammlung auch 69 Vertreter des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK.)

Eine Kritik am ZdK griff Domradio.de auf, die besagt, dass bestimmte Personenkreise sich vom ZdK nicht vertreten fühlen.⁵ Prof. Dr. Agnes Wuckelt (Mitglied des ZdK) erwiderte, „dass wer genau hinschaut fragen muss: Wo sind die Menschen, die von Hartz IV leben? Wo sind die Menschen, die in unserer Gesellschaft aufgrund ihrer sexuellen Orientierung ausgegrenzt werden?“⁶

Es ist zu bedenken das gerade die Delegierten, die neben ihrem Broterwerb und ihrem Engagement in Pfarrgemeinden und Verbänden mit der Vorbereitung der Synodalversammlungen an die Grenzen des Machbaren stoßen, da sie Dutzende Texte

verinnerlichen müssen, viele Änderungsanträge bedenken und all das in den vorbereitenden Sitzungen und Synodalversammlungen präsent haben müssen.

Es hat sich als entspannend erwiesen, die vom erweiterten Präsidium vorgeschlagene und von der Synodalversammlung genehmigte Tagesordnung mit eingeplanten Zeiten für geistliche Impulse und Pausen zu versehen.

Bereichernd ist die Sitzordnung der 230 Delegierten, die alphabetisch nach Namen ausgerichtet ist. So werden „optische“ Parteilagen vermeiden. Das hilft, dass die „Hirten“ ihre „Schafe“ und die „Schafe“ ihre „Hirten“ riechen lernen.

Auch hat sich eine Redezeitbegrenzung, die für alle Delegierten gleich gilt, als Vorteil erwiesen, da mehr Redebeiträge ermöglicht werden.

Synodalität lehrt:

+ Eine breite Beteiligung aller „Betroffenen“ ist wesentlich für die Akzeptanz des Formates.

+ Entlastungsmöglichkeiten besonders für die ehrenamtlichen Laien müssen ermöglicht werden.

+ In die Tagesordnung müssen verstärkt Pausen und „Mauschelgruppen“, eingeplant werden, um die informelle Kommunikation zu stärken.

+ Eine Redezeitbegrenzung muss der Materie entsprechend flexibel sein, damit die Verantwortlichen nicht verdächtigt werden können, über Redebeiträge zu gängeln.

Bruchstücke zum Teilthema: Gremien und Strukturen

Ausreichende Austauschmöglichkeiten zwischen den Gremien wie den Foren des Synodalen Weges und auch deren Vorsitzenden müssen durch die Geschäftsführung ermöglicht werden, da sie bei der Bewältigung der Themen, besonders bezogen auf

gemeinsame Schnittmengen Irritationen vermeiden helfen.

Grundsätzlich müssen alle Gremien durch die Organisation (Gemeinsames Sekretariat der DBK und des ZDK) entlastet werden! Dazu muss der Geschäftsführung auch das nötige „Personal“ zugestanden werden.

Die oft beschworene Augenhöhe zwischen Laien und Bischöfen muss gelernt werden. Wer bisher zu sagen hatte (DBK) oder eben wenig bis nichts (ZdK), muss einen neuen Umgang mit seiner Stimme einüben. Das gilt auch für die Geschäftsstelle des ZdK, besonders aber für das Sekretariat der DBK, denn diese die Bischöfe entlastende Struktur ist seit Jahrzehnten auf die Machthaber in der Kirche getrimmt.

Der Finanzverwalter, der Verband der Diözesen (VDD), in dem die Mehrheit der Stimmen bei den Bischöfen liegt, teilt dem ZdK das Jahresbudget zu, mit dem in erster Linie die Personalkosten gedeckt werden. Vor diesem Hintergrund ist Augenhöhe ein frommer Wunsch.

Die in den Laiengremien leitenden Personen müssen besonders auf Transparenz und „Gewaltenteilung“ achten, um nicht (unbemerkt) das zu kopieren, was sie bei den Bischöfen kritisieren.

Synodalität lehrt:

- + ein neues Miteinander lernen zu wollen, um absehbar auch eine Augenhöhe zu erreichen;
- + ein Überdenken der bisherigen Verteilung der finanziellen Ressourcen;
- + die Achtsamkeit vor überkommenen Rollenmuster zu wahren;
- + besonders die Kommunikation der für Inhalte verantwortliche Personen untereinander aktiver zu organisieren.

Bruchstücke zum Teilthema: Warnungen

Der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke hat „vor einer Spaltung der

katholischen Kirche in Deutschland gewarnt.“⁷

In einem nicht unterzeichneten Schreiben aus dem Vatikan vom 21.07.2022 zur päpstlichen Einordnung des Geschehens in der Kirche in Deutschland wird „die Möglichkeit einer Abspaltung der deutschen katholischen Kirche von Rom“⁸ nicht ausgeschlossen.

Der Essener Generalvikar Klaus Pfeffer wies auf Facebook die Kritik des Passauer Bischofs Stefan Oster als grotesk zurück, „der Synodale Weg könne zu einer Verschärfung der ‚Glaubenskrise‘ führen“.⁹

Unverantwortlich ist die „Warnung“ (Verunglimpfung) des Schweizer Kurienkardinals Kurt Koch, der in der katholischen Wochenzeitung „Die Tagespost“ vom 29. 09. 2022 äußert: „Es irritiert mich, dass neben den Offenbarungsquellen von Schrift und Tradition noch neue Quellen angenommen werden; und es erschreckt mich, dass dies – wieder – in Deutschland geschieht. Denn diese Erscheinung hat es bereits während der nationalsozialistischen Diktatur gegeben, als die sogenannten ‚Deutschen Christen‘ Gottes neue Offenbarung in Blut und Boden und im Aufstieg Hitlers gesehen haben.“¹⁰ Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz hat sich angesichts dieser Äußerung entsetzt¹¹ gezeigt und Protest eingelegt.

Synodalität lehrt:

- + Die der Sache dienende und differenzierte Wahrnehmungen und Ängste (Warnungen) müssen in der Diskussion angemessen berücksichtigt werden.
- + Vergleiche wie solche mit der Nazizeit in Deutschland sind meist Entgleisungen.
- + Anmaßungen und Verunglimpfungen, nicht nur das Format des Synodalen Weges betreffend, gilt es sich zu widersetzen.
- + Konstruktive Kritik stärkt Kommunikation, Meinungsmache und Unterstellungen verletzen und lähmen.

Bruchstücke zum Teilthema: Vielfalt

Im Rahmen der Reformdebatte äußert der Theologe Joachim Hake im Deutschlandfunk¹², dass die Kirche sich zunehmend in zwei Lager teile, und das tue niemandem gut und sei sicher nicht katholisch. Er fordert die Anerkennung einer „Vielfalt der Traditionen“. Weiter bemerkt er: Der „Habitus der Rechthaberei, den sowohl konservative als auch liberale Kräfte in der Diskussion an den Tag legten, müsse der Anerkennung einer Vielfalt der Traditionen weichen.“¹³

Er teile die Ungeduld bei bestimmten Reformthemen, so Hake weiter. Doch sie dürfe nicht zu Verhärtungen führen.

Ja, „unsere Kirche lebt schon immer aus einer Portion Vielfalt.“¹⁴

Vielfalt kann gravierende Differenzen nicht beheben, wie ein Ja und Nein zur Zulassung der Frauen zum Priesteramt.

Da ist auch kein Kompromiss möglich wie Frauen „ein bisschen zu weihen.“ Vielfalt ist ein Wert, aber sie ist begrenzt.

Nur in einer angstfreien Atmosphäre kann Vielfalt sich zeigen, wie z.B. in den Aussagen von Menschen über sich selbst, die sich in ihrer eigenen Befindlichkeit nicht in die Muster Frau oder Mann einordnen wollen und auch öffentlich zu ihrer sexuellen Ausrichtung stehen.

Synodalität lehrt:

+ der Vielfalt Raum zu geben ist entscheidend, damit sie sich überhaupt entfalten kann.

+ Kirche kann Vorreiterin sein in der Schaffung angstfreier Räume in unserer Gesellschaft.

+ Die Vielfalt auszuhalten bedarf eines gemeinschaftlichen Willens.

+ Rechthaberei, egal von wem, ist grundsätzlich kein Argument.

Bruchstücke zum Teilthema: Geistlicher Weg

Die Feier der Eucharistie ist fester Bestandteil der Synodalversammlungen.

Sie ist ein „Ereignis“, das alle Delegierten verbindet, besonders auch jene, die bei bestimmten Themen nicht zueinander finden können. Eucharistie ist Ausdruck dessen, dass alle gleich und gemeinsam von Jesus Christus an den Tisch des Herrn geladen sind.

Der Synodale Weg ist ein eigenes (neues) geistliches Format, das spüren lassen will, dass die Delegierten als von Christus Begeisterte gemeinsam unterwegs sind. Mehrere „Haltestellen“ zwischen den Debatten und Abstimmungen bildet der sogenannte „EinHalt“, ein spiritueller Impuls, der das inhaltliche Auf-dem-Weg-Sein nochmals anders, besonders nach innen hin zum Klingen bringt.

#Eine Herausforderung, auch über den abgesteckten „Synodalen Weg der Kirche in Deutschland“ hinaus, wird die Gestaltung eines (neuen) spirituellen Habitus des miteinander Sprechens und aufeinander Achtens sein.

Synodalität lehrt:

+ auf synodalen Wegen eine eigene spirituelle Prägung (weiter) zu entwickeln;

+ tradierte Formen wie die Eucharistiefiern weiter zu pflegen, da sie Menschen mit kontroversen Meinungen miteinander verbinden;

+ neue Formen von spirituellen Impulsen zu erproben, die dazu beitragen synodale Wege als geistliche Erneuerung zu erleben.

Bruchstück zum Teilthema: International

#Artikel 4 der Satzung des Synodalen Weges¹⁵ sieht die Präsenz von Beobach-

terinnen und Beobachtern in den Synodalversammlungen vor wie z. B. aus der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK), dem Rat der europäischen Bischofskonferenzen (CCEE), der Bischofskonferenzen der Nachbarländer, sowie der Laiendachorganisationen der Nachbarländer.

Diese Präsenz verdeutlicht die Notwendigkeit, den Synodalen Weg sowohl in die multilaterale Ökumene als auch in internationale Netzwerke einfließen zu lassen.

#Der Beobachter Théo Péporté aus Luxemburg, sieht den Synodalen Weg nicht nur für Deutschland als "sehr spannend und absolut notwendig" an. Der Prozess habe „durchaus Modellcharakter für die Gesamtkirche“¹⁶.

Synodalität lehrt:

+ die bisherigen Verbindungen in die katholische Kirche Europas zu verstärken und neue zu knüpfen.

+ Die frühzeitige Einbeziehung der „Muttersprachlichen Gemeinden“ in Deutschland in den Prozess verschafft der Weltkirche Geltung.

+ Es ist bereichernd, die abgeschlossenen partizipativen Wege, wie sie in verschiedenen (deutschen) Bistümern schon gegangen wurden, mit einzubeziehen, z.B. die Ergebnisse der Bistumssynode 2020 in Trier oder der Amazonassynode 2019.

Der Synodale Weg der Kirche in Deutschland und die synodalen Wege in Bistümern und Gemeinden bekommen zunehmend festen Boden unter den Füßen, bleiben aber immer auch Lernfelder, weil unsere „auf festen Grund gebaute Kirche“ sich wandeln muss, da die Menschen in ihr und die Umstände um sie herum sich wandeln.

Die hier gekennzeichneten „Bruchstücke“ können in den Gesprächen auf synodalen Wegen auch als These oder „Aufhänger“ dienen.

Synodalität bedeutet ringen, und so auch sich bewegen. Möge das Ringen der Laien die Bischöfe bewegen.

Anmerkungen:

- 1 Informationen zur vierten Vollversammlung unter: <https://www.synodalerweg.de/>.
- 2 <https://www.domradio.de/artikel/theologe-sellmann-fordert-demokratischere-kirche>.
- 3 <https://www.domradio.de/artikel/theologe-sellmann-fordert-demokratischere-kirche>.
- 4 Hinweise zu der Verteilung der Delegierten siehe: https://www.synodalerweg.de/fileadmin/Synodalerweg/Dokumente_Rednen_Beitraege/Satzung-des-Synodalen-Weges.pdf.
- 5 Allgemein wird betont das sich ja „jeder“ in den Strukturen einer Pfarrgemeinde oder des Bistums engagieren könne und somit dann auch „jeder“ durch die Delegierten aus Räten und Verbänden vertreten sei. Das muss auch weiterhin in Frage gestellt werden.
- 6 <https://www.domradio.de/artikel/wenn-manz-genau-hinschaut-das-zdk-als-repraesentative-vertretung-katholischer-laien> (10.09.2022).
- 7 <https://www.katholisch.de/artikel/29416-synodaler-weg-hanke-fuerchtet-spaltung-der-katholischen-kirche> (10.04.2022).
- 8 <https://hpd.de/artikel/vatikan-erteilt-dem-synodalen-weg-deutliche-absage-20559>. (15.08.2022).
- 9 <https://www.kirche-und-leben.de/artikel/synodaler-weg-generalvikar-pfeffer-nennt-bischofs-kritik-grotesk> (17.08.2022).
- 10 <https://www.domradio.de/artikel/kardinal-koch-vergleicht-reformdebatte-mit-nazi-zeit> (29. 09. 2022).
- 11 <https://www.stern.de/news/bischof-baetzing-entsetzt-ueber-schweizer-vatikan-kardinal-koch-32771218.html>.
- 12 <https://www.katholisch.de/artikel/41164-akademiedirektor-lagerbildung-in-kirche-ist-nicht-katholisch>.
- 13 <https://www.katholisch.de/artikel/41164-akademiedirektor-lagerbildung-in-kirche-ist-nicht-katholisch>.
- 14 <https://www.katholisch.de/artikel/41164-akademiedirektor-lagerbildung-in-kirche-ist-nicht-katholisch>.
- 15 https://www.synodalerweg.de/fileadmin/Synodalerweg/Dokumente_Rednen_Beitraege/Satzung-des-Synodalen-Weges.pdf (05. 08. 2022).
- 16 <https://www.kirche-und-leben.de/artikel/beobachter-synodaler-weg-hat-modellcharakter-fuer-weltkirche>.

Engagementförderung als Instrument für lokale Kirchenentwicklung

Es gibt viel Erfreuliches, Positives und Spannendes über die Entwicklung der Engagementförderung im Erzbistum Köln zu berichten. Dies ist bemerkenswert, da die Corona-Pandemie und viele belastende kirchliche Themen und Entwicklungen Anlass zur Sorge geben. Nach der Darstellung wichtiger Aspekte des Projektes Engagementförderung werden einige dieser sehr erfreulichen Erfahrungen thematisiert. Dazu gehört, dass der neue Beruf des Engagementförderers bzw. der Engagementförderin¹ ermöglicht wurde.

1. Das Projekt „Förderung von Engagement und Mitverantwortung in den Kirchengemeinden“ (2017–2020)

Nach einer kurzen Phase der Vorbereitung und mit erheblichen Bedenken der Biszumsleitung begann das Projekt Engagementförderung mit dem Ziel, ehrenamtlich Engagierte stärker als bisher zu unterstützen und zur Übernahme von mehr Verantwortung einzuladen. In 60 Seelsorgebereichen wurde je eine auf vier Jahre befristete halbe Stelle für Engagementförderung eingerichtet. Orientierung gibt die „Leitidee einer Kirche, die nahe bei den Menschen ist, die Armen in den Blick nimmt, wo Begegnung über Personen und nicht über Strukturen stattfindet, in der viele Verantwortung übernehmen und in der Möglich-

keiten eröffnet werden, dass Menschen ihre Talente als von Gott geschenkt Charismen entdecken, entfalten und einsetzen können und dabei Unterstützung erfahren.“² Die im Folgenden dargestellten Ziele konkretisieren die Ausrichtung des Projektes.

1.1 Freiwilliges Engagement in der Bürgergesellschaft

Während im kirchlichen Bereich die Zahl der ehrenamtlich Aktiven meist sinkt, ist die Zahl der Engagierten in der Bürgergesellschaft insgesamt in den letzten 20 Jahren stark gestiegen. Heute sind 41 % der Deutschen über 14 Jahre freiwillig engagiert. Und jede*r Dritte, der aktuell noch nicht ehrenamtlich tätig ist, ist zu einem Engagement bereit – allerdings unter der Voraussetzung, dass das Engagement den eigenen Vorstellungen und – auch zeitlichen – Möglichkeiten entspricht. Der alle fünf Jahre erscheinende Freiwilligensurvey³ liefert wichtige Informationen und beschreibt die Entwicklung des bürgerschaftlichen Engagements in unserer Gesellschaft. Daher wissen wir sehr genau, was zu tun ist, damit ein Engagement im kirchlichen Kontext attraktiv ist. Das entsprechende Projektziel lautet: Aufbau einer engagementfreundlichen kirchlichen Kultur im Seelsorgebereich.

Experten für dieses Vorhaben sind Carola und Oliver Reifenhäuser von der Beratergruppe Ehrenamt in Berlin.⁴ In den Jahren 2012 bis 2018 vermittelten sie im Erzbistum Köln in ihren Weiterbildungen Fach- und Erfahrungswissen ebenso wie ganz praktische Fertigkeiten. Im Basiskurs Ehrenamtskoordination geht es nach einem Blick auf den Wandel im Ehrenamt⁵ zunächst um die Voraussetzungen für eine gelingende Engagementförderung: gemeinsam im Pastoralteam und in den Gremien die konkrete Notwendigkeit für Engagementförderung im Seelsorgebereich ermitteln und eine bewusste Entscheidung herbeiführen. Zu den Voraussetzungen gehört auch die Schaffung von guten Rahmenbedingungen:

Versicherungsschutz, Zugang zu benötigten Räumen, Materialien und Finanzen sowie eine einladende Willkommenskultur und das Angebot von personenorientierten Fortbildungen. Die folgenden sechs thematischen Einheiten des Basiskurses entsprechen dem, was bei der Akademie für Ehrenamtlichkeit Berlin⁶ im Riesenrad für Engagementförderung⁷ dargestellt wird:

(1) Bedarfserfassung und Analyse ehrenamtlicher Strukturen, (2) Gewinnung von neuen Engagierten, (3) Erstgespräche führen und Absprachen treffen, (4) Orientierung und Einarbeitung, (5) Begleitung und Anerkennungskultur sowie (6) Verabschiedungskultur und Kontaktmöglichkeiten.

Von entscheidender Bedeutung ist, dass es für jeden Engagierten einen festen Ansprechpartner gibt. Solche Ansprechpartner sind nicht nur Engagementförderinnen, sondern auch die ca. 250 Ehrenamtlichen, die bisher einen Basiskurs besucht und damit das Zertifikat „Ehrenamtskoordinator*in“ erworben haben.

Im nachfolgenden Aufbaukurs geht es um strategisches Freiwilligenmanagement, das der Schlüssel für den Aufbau einer engagementfreundlichen Kultur ist. Neben den Strategien für die bereits genannten sechs Bereiche geht es um das Know-how für Projektarbeit, Konfliktmoderation und Personalentwicklung. Begleitend zu den Kursen führen die Teilnehmenden in ihrem Seelsorgebereich ein Projekt durch, in dem die Seminarinhalte direkt angewandt und erprobt werden. Eine schriftliche Praxisreflexion bildet den Abschluss. Die Teilnahme wird mit Zertifikat „Freiwilligenmanager*in“ bescheinigt, das ca. 150 Ehrenamtliche und alle Engagementförderinnen erworben haben.

Die Durchführung dieser Kurse ist ein wichtiger Erfolgsfaktor für das Projekt Engagementförderung. Es sind die Teilnehmenden – insbesondere die ehrenamtlich Engagierten –, deren Motivation, Lerngewinne, Erneuerungsdynamik und Ideenreichtum zum Aufbau einer engagementfreundlichen Kultur vor Ort beitragen. Sie haben verstanden und verinnerlicht, dass Engagementförderung keine Job-Börse oder Freiwilligenagentur

sein will, die für Aufgaben Ehrenamtliche sucht, sondern eine Bewegung, die das Engagementinteresse der/des Einzelnen zum Ausgangspunkt für Dialog, gemeinsame Aktion und erneuernde Praxis nimmt. Die im Rahmen der Kurse entstandenen Projekte für modernes Ehrenamt sind inzwischen legendär.⁸ Da die Nachfrage nach den Kursen wächst, werden aktuell zehn Engagementförderinnen von der Akademie Ehrenamtlichkeit Berlin zu Trainerinnen für Freiwilligenmanagement weitergebildet, damit die Kurse auch zukünftig bistumsweit angeboten werden können.

1.2 Diakonisches Engagement und das Tandem Caritas & Pastoral

Seit 2015 gab es in einigen Seelsorgebereichen verschiedenartige Projektstellen für den Aufbau von Lotsenpunkten, für lokale Begleiter in der Flüchtlingshilfe und für Ehrenamtskoordination. Diese drei Projektlinien wurden zum 1. Januar 2017 in dem gemeinsamen Projekt „Förderung von Engagement und Verantwortung“ zusammengefasst. Die Herausforderung bestand darin, die Leitung der Lotsenpunkte und die Koordination in der komplexen Flüchtlingshilfe in ehrenamtliche Hände überzuleiten.

Lotsenpunkte⁹ bieten Unterstützung für Menschen in Not. Hier finden Menschen ein offenes Ohr und konkrete Hilfen für ihre Fragen und Sorgen. Lotsenpunkte sind ein unverzichtbares Element der gemeindlichen Caritasarbeit. Mit den Lotsenpunkten ist es gelungen, die ehrenamtlichen lokalen Hilfeleistungen und Beratungstätigkeiten mit den sozialen Fachdiensten in der Region effektiv zu verknüpfen. Dieses Tandem von Caritas und Pastoral ist vielfältig und prägt die Zusammenarbeit von lokaler, mittlerer und Bistumsebene. Die fachliche Begleitung und Qualifizierung der ehrenamtlich Engagierten wird intensiv durch die caritativen Fachdienste realisiert. Derzeit gibt es mehr als 50 Lotsenpunkte, die von Teams von Ehrenamtlichen geleitet werden. Zum Aufgabenprofil der Engage-

mentförderer gehört es, diese Teams und die Lotsenpunktarbeit zu unterstützen und zu koordinieren.

Die Flüchtlingshilfe ist in der „Aktion neue Nachbarn“ organisiert¹⁰. Neben der vielerorts entstandenen Willkommenskultur geht es jetzt stärker um den Aufbau einer vielfältigen Integrationskultur. In den Seelsorgebereichen gibt es oft mehrere Teams von ehrenamtlich Engagierten, die Geflüchtete und ihre Familien unterstützen und begleiten. Auch für diese Ehrenamtlichen wird die fachliche Begleitung und Qualifizierung durch caritative Fachdienste und die „Aktion neue Nachbarn“ ermöglicht. Es gehört ebenfalls zum Aufgabenprofil der Engagementförderer, diese ehrenamtlichen Teams und die lokale Flüchtlingshilfe zu unterstützen und zu koordinieren. Deswegen gehört zur Ausbildung der Engagementförderinnen auch ein Modul „Caritative Arbeit und diakonisches Engagement“.

1.3 Beitrag zur lokalen Kirchenentwicklung

Neben der Ehrenamtsentwicklung (1.1) und dem diakonischen Engagement (1.2) gehört die Kirchenentwicklung als dritter Bereich zum Tätigkeitsprofil der Engagementförderinnen. Sie sind zwar keine pastoralen Dienste, unterstützen aber als Profis für das Ehrenamt Personen, Initiativen und Projekte im kirchlichen Kontext. Um entsprechend dem Projektauftrag Entwicklungen auf dem pastoralen Zukunftsweg¹¹ zu forcieren, wurde mit der folgenden Typologie von drei Kirchenbildern¹² als wichtigen Parametern der Projektsystematik gearbeitet:

Diese Typologie - und die zugehörigen Materialien¹³ - diente dazu, sich über die aktuelle pastorale Praxis, über Leitmotive und Zielsetzungen, über kirchliche Kultur und Programmatik, über Leitung und Ehrenamtsverständnis und einiges mehr zu verständigen. Zur Intention des Projektes gehört es, pastorale Entwicklungen in Richtung einer Netzwerkkirche zu unterstützen, die sich trinitarisch, als geistgewirkter organischer Leib Christi versteht. Sie gibt den Charismen der Gläubigen und dem Wirken des Heiligen Geistes eine zentrale Bedeutung bei der Gestaltwerdung neuer, netzwerkförmiger kirchlicher Formen und Formate. Das oft nur verbal praktizierte, aber ansonsten konkret folgenlose Bekenntnis zur Trinität soll versuchsweise überwunden werden. Wie lässt sich ein kirchliches Erfahrungsfeld gestalten und präsentieren, das sich am dreieinigen Gott ausrichtet, der Einheit in Verschiedenheit ist? Wie ließe sich ein Beitrag zur Überwindung der Geistvergessenheit erbringen? Wie z.B. könnte sich Leitung in Projekten, Initiativen, liturgischen Feiern und pastoralen Feldern gestalten lassen, die Ausdruck einer „Hl. Geist-Orientierung“ sind? Wie lässt sich neben einer monarchisch geprägten Kirchengestalt der Erneuerungskraft des Heiligen Geistes wirksam Ausdruck verleihen? In diesem Sinne eröffnet das Projekt eine Suchbewegung, die das Wirken des Gottesgeistes entdecken möchte und erneuerte kirchliche Praxisformen zu bilden versucht, auch wenn Trinität kein übertragbares soziales Modell ist.

	1	2	3
Struktur	Hierarchische Kirche	Gemeinde-Kirche	Netzwerk-Kirche
Theologie	Christologie	Gemeinde-Theologie	Hl. Geist-Theologie
Ehrenamt	Helfer/in	Mitarbeiter/in	Engagierte mit mehr (Leitungs)Verantwortung
Verantwortung	Beratung	eingeschränkte Mitbestimmung	Geteilte Leitung

1.4 Engagementförderinnen im Pastoralteam

Die Inhaber*innen von Projektstellen wurden aufgrund ihrer Bewerbung von den Vertreter*innen der Kirchengemeinde – in Abstimmung mit der Stabsstelle Engagementförderung¹⁴ – ausgewählt. Dies förderte die Akzeptanz der der neuen Kolleg*innen im Pastoralteam und in den Gremien der Seelsorgebereiche. Die Engagementförderinnen kommen aus 23 verschiedenen Berufen und bringen eine breite fachliche Expertise aus ihren bisherigen Tätigkeitsbereichen mit. In dieser Vielfalt lag für das Projekt ein Gewinn, der kaum hoch genug eingeschätzt werden kann.

In den Pastoralteams wurden die Engagementförderinnen mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Schließlich arbeiteten bisher alle bereits mit Ehrenamtlichen in kompetenter Weise zusammen. Weswegen nun eine solche Projektstelle mit dieser neuen Funktion? In jedem Pastoralteam waren Rollenklärungen erforderlich und Zuständigkeiten mussten geklärt und vereinbart werden. Es dauerte eine Zeit, bis die Engagementförderinnen als Fachleute fürs Ehrenamt akzeptiert waren. Heute sind sie ein wichtiger Teil im multiprofessionellen Pastoralteam, auf den keiner mehr verzichten will.

Das genaue Tätigkeitsprofil für die einzelne Engagementförderin wurde in jedem Projektseelsorgebereich in sogenannten Zielpapieren erarbeitet. Gemeinsam mit dem Pfarrer, (oft) Vertreter*innen des Pfarrgemeinderates, der Engagementförderin und der Stabsstelle Engagementförderung wurde vor Ort die Zielsetzung beraten und einvernehmlich für ein Arbeitsjahr vereinbart. Durch dieses Vorgehen konnten Ziele und Erwartungen konkretisiert und Schwerpunkte gesetzt werden. In jährlichen Reflexionsgesprächen wurde das Erreichte reflektiert und Ziele für das Folgejahr vereinbart. Für die Stelleninhaberin wurde ein Rahmen geschaffen, in dem sie den Beruf der Engagementförderin erfinden und mit Leben füllen konnte. Der Pfar-

rer, das Pastoralteam und die Gremien waren für die Begleitung durch die Stabsstelle Engagementförderung dankbar. Diese konstruktive und gegenseitig bereichernde Zusammenarbeit zwischen Akteuren auf der lokalen Ebene und der Bistumsebene (Stabsstelle Engagementförderung) sind ein wesentlicher Schlüssel für das Gelingen des Projektes. Gemeinsam wurde die Kultur einer geteilten Leitung erprobt, eingeübt und als sehr bereichernd erlebt. Die – auch pastoral – ertragreiche Wirksamkeit, die mit den Projektstellen für Engagementförderung in den Seelsorgebereichen verbunden ist, bestätigt die Sinnhaftigkeit dieser inzwischen (mancherorts) etablierten Kooperation.

2. Erfreuliche Erfahrungen

2.1 Von Beruf Engagementförderer bzw. Engagementförderin

Zu den sehr erfreulichen Erfahrungen gehören die vielen positiven und beeindruckenden Berichte aus den Projektseelsorgebereichen während der Projektphase. Nach intensiven Beratungen in den Leitungsgremien des Erzbistums wurde schließlich nach dem Projektende die Fortführung der Engagementförderung ermöglicht. Alle Stelleninhaber konnten sich auf Entfristung ihrer Projektstelle bewerben. Seit dem 1.1.2021 gibt es den neuen kirchlichen Beruf des Engagementförderers bzw. der Engagementförderin. Insgesamt wurden 40 Personen mit halber Stelle unbefristet beim Erzbistum Köln angestellt und können damit weiter ihrer Berufung folgen. In diesem Jahr wurden weitere 14 halbe Stellen für den Aufbau der Engagementförderung eingerichtet.

2.2 Die Kirche wächst!

Die professionelle Engagementberatung der Engagementförderinnen bewirkt, dass

sich kontinuierlich neue Personen ehrenamtlich engagieren, die bisher nicht im kirchlichen Kontext aktiv waren. In den zurückliegenden Jahren sind es bischöflich weit jährlich mehrere hundert Personen. Eine sehr erfreuliche Entwicklung, die zum Staunen einlädt! Die Realisierung einer engagementfreundlichen Kultur rückt in den bisherigen Projektseelsorgebereichen in eine erreichbare Nähe.

2.3 Servicestellen Engagement als Orte einer neuen kirchlichen Praxis

Aktuell sind 35 Servicestellen Engagement¹⁵ errichtet. Sie bieten allen, die sich interessieren, einen Ort für Gespräch und Begegnung. Prägend ist die Haltung einer bedingungslosen Anerkennung der Besucher¹⁶, ihrer Geschichte und Anliegen. Und es geht um das Angebot, sich den eigenen Vorstellungen entsprechend engagieren und gestaltend tätig sein zu können. Die Servicestellen stehen noch am Anfang ihrer Entwicklung. Der konzeptionell eingeschlagene Weg ist aber voller Leben und für eine erneuernde kirchliche Praxis vielversprechend.

2.4 Das Kollegium der Engagementförderinnen und ihr Fachteam

Das Kollegium der Engagementförderer und Engagementförderinnen ist selbst ein Netzwerk, das unterschiedlichste Kompetenzen, ein vielfältiges Praxis- und Erfahrungswissen in Sachen Engagementförderung, kollegiales Unterwegssein in gemeinsamer Mission und wertschätzendes Interesse aneinander und am Leben jeder und jedes Einzelnen miteinander verbindet. Sechs Kolleginnen arbeiten mit einem zusätzlichen Stellenanteil auf Bistumsebene im Fachteam Engagementförderung mit. Sie leiten die Regionalkonferenzen, fungieren als Ansprechpersonen und sind so ein wichtiges Bindeglied zwischen der lokalen und der Bistumsebene. Ein wirklich

gelingendes, kraftvolles Miteinander voller Dynamik mit dem Anliegen, kirchliche Erneuerungsprozessen und eine lokale einladende Engagementkultur wirksam mitzugestalten.

Anmerkungen:

- 1 Im Folgenden verwende ich zur besseren Lesbarkeit nur „Engagementförderin“ bzw. „Engagementförderinnen“. Damit ist und sind zugleich auch jeder Engagementförderer bzw. die Engagementförderer gemeint.
- 2 Schreiben zum Projektbeginn von Generalvikar Dr. Meiring vom 14.7.2017.
- 3 Freiwilligensurvey des Bundesministeriums: www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/freiwilliges-engagement-in-deutschland-176834.
- 4 www.beratergruppe-ehrenamt.de/.
- 5 Es wird diese Systematik eingeführt: traditionelles, modernes und spontanes Ehrenamt. Zu berücksichtigen ist die Entwicklung, das ehrenamtliche Engagement in einigen Bereichen digital erfolgt.
- 6 www.ehrenamt.de/.
- 7 www.ehrenamt.de/1606_Platat_Riesenradmodell_der_Engagementfoerderung.htm.
- 8 Die Weiterbildungs-Projekte sind leider nicht dokumentiert. Aber unter www.eee.koeln (Relaunch voraussichtlich 12/2022) finden sich viele Projekte, Videos und im Download die Broschüre „Voller Dynamik“ mit ca. 40 Projektberichten.
- 9 <https://caritas.erzbistum-koeln.de/lotsenpunkte/>.
- 10 <https://aktion-neue-nachbarn.de/>.
- 11 www.zukunftsweg.koeln/.
- 12 In diesem Artikel wird wegen der besseren Vergleichbarkeit die 3er-Typologie verwendet. Im Projekt Engagementförderung wurde mit einer differenzierteren Systematik und einer Abfolge von fünf Kirchenbildern gearbeitet. Die entsprechende Arbeitshilfe gibt es hier: www.eee.koeln/download/.
- 13 S. Anm. 13.
- 14 Vollständige Bezeichnung: Stabsstelle Engagementförderung, Bibel und Liturgie in der Hauptabteilung Seelsorge des erzbischöflichen Generalvikariates Köln.
- 15 Siehe die entsprechende Broschüre unter www.eee.koeln/download/.
- 16 Siehe Bernd Hillebrand, Aufbruch zu einer gastlichen Kirche – Haltungswechsel durch Servicestellen-Engagement, in: Pastoralblatt 1/2022, 3–10.

Astrid Heidemann

Die Fülle des Lebens – in der Ungewissheit des Alltags

Die Welt in der Mangelkrise und die johanneische Verheißung der Lebensfülle¹

Die Nachrichtenforen dieser Wochen und Monate vermitteln den Eindruck einer politischen und gesellschaftlichen Dauerkrise: Krieg in der Ukraine, nationalistische und militaristische Bestrebungen in zahlreichen Ländern, eine zwischenstaatliche Weltordnung, die ins Wanken gerät, eine Ernährungskrise, die viele hundert Millionen Menschen bedroht, eine Energiekrise in der EU und anderswo, eine hohe Inflationsrate. Und hinter allem das Bewusstsein, dass der Klimawandel bislang weitgehend ungebremsst voranschreitet und anscheinend unaufhaltsam zum Kollaps vieler uns bekannter Ökosysteme und zum Verschwinden vertrauter Klimazonen führen wird. Ein Dauerkrisenmodus jedoch motiviert psychologisch betrachtet kaum zur so nötigen Wende und Umkehr, sondern wirkt sich abtupfend oder deprimierend aus.

In dieser Situation klingt das johanneische Wort Jesu „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10,10b) wie aus einer anderen Welt. Es hat keinen Resonanzboden. Vieles scheint heute notwendig zu sein, nicht aber die Verheißung von Lebensfülle. Diese ist erstens nicht erlebbar, zweitens ist den Menschen sehr wohl bewusst, dass die planetare Gesellschaft trotz der Nichterlebbbarkeit von Fülle zu viel „Fülle“, zu viele Rohstoffe

und Waren, verbraucht. Die Verheißung von Lebensfülle erscheint unglaublich und sogar falsch.

Der Mangel, der uns entgegenschreit, ist jedoch ein vorgeblicher Mangel. In Wirklichkeit haben wir in Deutschland ein überdurchschnittliches, im globalen Vergleich hohes Wohlstandsniveau. Es geht allerdings die Sorge um, dass sich dieser Wohlstand verringert, die internationale Wettbewerbsfähigkeit schwindet, zudem die Sorge vor einem Verlust an Sicherheit und Verlässlichkeit der politischen und gesellschaftlichen Ordnung, die bereits mit der Corona-Pandemie breite Teile der Gesellschaft infiziert hat und die seit dem Beginn des Ukrainekrieges noch verstärkt wurde. Mangel an Energie, an bezahlbaren Gütern, global betrachtet an Lebensmitteln, an Wohnraum, an politischer und geostrategischer Sicherheit, Mangel an gesunden Lebensräumen für Menschen, Pflanzen und Tiere – naheliegende Reaktionen auf solche Mangelbefunde sind Bemühungen, die Menge gefragter Güter zu erhöhen, also die Produktivität zu steigern, um Überfluss zu erzeugen, oder, falls das nicht möglich ist, die Güter zu verteuern oder geschickt zu kontingentieren, damit Verteilungskämpfe vermieden werden.

In Zeiten der Klimakrise, die auch eine Ressourcenkrise ist, ist eigentlich offensichtlich, dass jede Steigerung der Güterverfügbarkeit die Überfluss-Mangel-Krise der Menschheit noch weiter anheizen wird. Längst verbrauchen viel zu viele Menschen viel zu viele Ressourcen und verringern damit die Lebensmöglichkeiten nicht nur künftiger Generationen, sondern auch der eigenen Generation, nur sehr wenige Jahre in die Zukunft gedacht. Die Auswirkungen des Klimawandels sind bereits heute überdeutlich, und sie werden immer stärker, wenn nicht entschlossen gegengesteuert wird. Da ein vom Ressourcenverbrauch dauerhaft entkoppeltes Wachstum bislang noch nicht verwirklicht worden ist, müssen unser Wohlstand und unser Verbrauch schrumpfen, und es stellen sich zahlreiche Fragen, wie dies gesellschaftlich und politisch bewältigbar sein kann.

Auf diesen Boden fällt das Evangelium. Es scheint, als ob von der christlichen Tradition derzeit eher die Askese benötigt werde denn die Botschaft göttlicher Verheißung. Paränese statt Paraklese, Mahnrede statt Zuspruch, gewissermaßen. Theologie, Seelsorge und Religionspädagogik haben in den vergangenen Jahrzehnten die Würde des Individuums in den Mittelpunkt gestellt, zu Selbstermächtigung und positiver Wertschätzung des Lebens und zu Autonomie aufgerufen. Man war mehr als froh, moralinsaure, unfrei und ängstlich machende christliche Rede hinter sich zu lassen, und schwieg nach Möglichkeit über den Bereich, in dem sich das kirchliche Lehramt so gar nicht der modernen Lebensweise der Gläubigen anpassen wollte und sich Kirche gleichzeitig selbst in hohem Maße schuldig gemacht hatte, dem der Sexualethik. Heute sind angesichts drängender globaler Fragen neben sozialetischen auch wieder tugendethische Töne in der christlichen Theologie und in den Gemeinden zu hören. Sind die Krisen so drängend, dass das Lied des Verzichts lauter erklingt und das Lied individueller Selbstverwirklichung und privaten Glücks zu verstummen beginnt?

Allerdings: Die biblischen Verheißungen im Allgemeinen und die johanneischen Lebensfülle im Besonderen sind gerade in Situationen der Bedrängnis, der Angst oder des Mangels hineingesprochen. Die asketische Tradition benötigt die Verheißung. Paränese und Paraklese gehören zusammen. Nur auf Basis der Verheißung lohnt sich der auch verzichtvolle Einsatz für diese. Die gesellschaftliche Situation zur Zeit der Entstehung des Johannesevangeliums war wahrscheinlich von größerer Prekarität als die Lebenssituation im heutigen Deutschland. Im Vergleich zur antiken Gesellschaft vor 2000 Jahren haben wir heute eine ungleich größere Freiheit, unser Leben zu gestalten, Beziehungen auf der Basis gegenseitiger Sympathie zu pflegen und von der Fülle des Angebots an Dienstleistungen und Waren zu profitieren. Das Evangelium nach Johannes ist in eine Situation dunkler Bedrängnis gesprochen, in der das Licht

Jesu, des Sohnes Gottes, leuchtet. Verheißung der Lebensfülle und Bereitschaft zur Lebenshingabe gehen schon sprachlich fast paradoxal Hand in Hand: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10,10b). „Wer sein Leben liebt, verliert es, wer aber sein Leben in dieser Welt gering achtet, wird es bewahren bis ins ewige Leben“ (Joh 12,25). Beides ist nicht als zeitliches Nacheinander der vorletzten und der letzten Dinge zu denken: Trotz des Dualismus „von dieser Welt – nicht von dieser Welt“ ist die johanneische Verheißung keine einfache Vertröstung auf das Jenseits. Es geht nicht darum, in dieser Welt Entsagung zu üben um dann im Jenseits mit der Fülle des Lebens beschenkt zu werden, sondern schon in dieser irdischen Existenz erschließt sich die Fülle des Lebens mit Hilfe der Entsagung: Dort, wo Menschen ihr Leben nicht festhalten und in inniger Liebe mit Christus und untereinander eins sind. Wo das geschieht, ist die göttliche Liebe gegenwärtig, die Lebensfülle bedeutet und der auch der Tod nichts anhaben kann.²

Die Logik des Mangels und ihre Ursache in der Endlichkeit der Welt

Säkular betrachtet lässt sich die Empfindung von Mangel nicht grundsätzlich überwinden. Eine Vermehrung verfügbarer Waren und Dienstleistungen macht Menschen in der Regel nur kurzfristig zufriedener, bevor sie erneut nach mehr begehren. „Mangel“ bedeutet in diesem Kontext gerade nicht existenzielle Not, die unbedingt gelindert werden muss und die uns aktuell am stärksten durch die Hungerkrise in Ländern wie Somalia vor Augen geführt wird, sondern den Mangel, dessen Empfinden auch jenseits der Befriedigung elementarer menschlicher Bedürfnisse bestehen bleibt und der auch als Unersättlichkeit des Menschen oder metaphysisch als grundlegendes menschliches Unbehagen mit einer rein innerweltlichen und kontingenten materiellen Existenz beschrieben

werden kann. Die Wirtschaft macht sich die Neigung des Menschen, immer mehr zu begehren, für den Vertrieb ihrer Güter und Dienstleistungen zunutze und sucht sie durch Werbung zu stimulieren. Das kapitalistische Wirtschaftssystem fördere Abhängigkeit und Unmündigkeit, behaupten deswegen Kritiker wie Jean Baudrillard im direkten Gegensatz zu jenen Befürwortern, denen zufolge Kapitalismus Autonomie fördert. Kapitalismus und Wirtschaftswachstum werden jedenfalls mitnichten dazu führen, dass sich Mangelerfahrungen auflösen, weil sie den Mangel für ihre eigene Wachstumsdynamik benötigen.

Die „große Beschleunigung“ (*great acceleration*) weltweiter wirtschaftlicher Aktivität und globalen Ressourcenverbrauchs und der entsprechende Anstieg des Wohlstandsniveaus für große Teile der Weltbevölkerung seit Mitte des 20. Jahrhunderts hängen mit der menschlichen Unersättlichkeit zusammen. Eine schmerzvolle Erkenntnis ist, dass diese Beschleunigung nicht nur das Mangelempfinden nur jeweils vorübergehend lindert, sondern sogar echte Not erzeugen kann. Dies geschieht, wenn die Verschwendung einiger die Lebensmöglichkeiten anderer reduziert. Beispielsweise wird weltweit ein gutes Drittel, in der EU sogar über die Hälfte des angebauten Getreides als Viehfutter verwendet. Der Konsum tierischer Güter trägt daher stark zur Verknappung des weltweiten Nahrungsmittelangebots bei. Die Bedrohung der Lebensgrundlagen durch den anthropogenen Klimawandel ist das zweite augenfällige Beispiel.

In etlichen biblischen Büchern wird eindringlich gewarnt, dass Reichtum korrumpieren und dazu verleiten kann, die Not der Mitmenschen und die Sorge um das Recht der Schwachen ebenso aus dem Blick zu verlieren wie Gott und das unvergängliche Heil. Auch die kirchliche Sozialethik hat einen starken kapitalismus- und konsumkritischen Einschlag. Dabei ist sie sich bewusst, dass es nicht genügt, vor den Verführungen des Reichtums zu warnen und Armut zu idealisieren. Die meisten „Armen“ streben nach mehr „Reichtum“. Die An-

nahme, dass jenseits einer relativ niedrigen Schwelle der Existenzsicherung eine weitere Steigerung des Einkommens nicht dauerhaft glücklicher mache, ist neueren Studien mit gegenläufigen Ergebnissen zufolge zumindest strittig geworden. Doch selbst wenn mehr Wohlstand tatsächlich mit höherer subjektiver Zufriedenheit einhergeht – was nutzt dies, wenn die Zufriedenheit auf Kosten der Nachhaltigkeit und des guten Lebens für alle erkaufte ist?

Ist das grundsätzliche Auskommen einmal gesichert, ist empirischen Studien zufolge zudem der Vergleich mit anderen wichtiger als die absolute Höhe des eigenen Einkommens. Dieser psychologische Befund weist auf den Vergleich mit anderen und den Neid als Triebmittel für wachsende Ansprüche. Die von René Girard aufgestellte und in der Theologie rezipierte mimetische Theorie geht davon aus, dass konkurrierendes Begehren innerhalb einer Gemeinschaft bedeutsam für das Entstehen gewaltförmiger Konflikte ist. Seine theologische Rezeption bezieht sich im weitesten Sinn darauf, dass mit Jesus ein Weg zur Überwindung des Sündenbockmechanismus, nämlich der gewaltvollen Opferung einzelner zur periodischen Befriedigung gewalterzeugender mimetischer Rivalitäten innerhalb einer Gesellschaft, gezeigt sei und das Evangelium das Bild eines wohlwollenden menschlichen Miteinanders in Gemeinschaft mit Gott entwerfe.

Mangel entspricht nicht nur der Logik des Wirtschaftssystems und der menschlichen Psyche. Die vermeintliche Unersättlichkeit des Menschen scheint auch ein biologisches Konstitutiv zu sein, ein Instinkt der Lebewesen, ihre Existenz energetisch sicherzustellen. Das menschliche Spektrum bestünde dann in der herausragenden Fähigkeit, immer neue Energieressourcen zu erschließen, zu speichern und für weitere Zwecke als bloß für Ernährung und Nachkommenschaft zu nutzen. Aus philosophisch-theologischer Perspektive betrachtet liegt die Wurzel des Mangelempfindens nicht nur in Neid und Eifersucht, sondern in dem grundlegenden Unbehagen

der Kreatur mit der Kontingenz des Lebens. Leiden an der Kontingenz, Leiden an der Endlichkeit des Lebens in allen Facetten (ich kann nicht alles verwirklichen, mein Gestaltungsspielraum und mein Einkommen haben Grenzen, meine Beziehungen sind nicht optimal, ich werde krank, ich altere etc.) gehört zum Humanum. Dieses Leiden lässt sich nicht durch Wohlstand aus der Welt schaffen und sich durch gute Beziehungen und die Erfahrung von Sinn allenfalls lindern, nicht aber grundsätzlich überwinden. In dieses Humanum des Leidens an der Kontingenz hinein ist die Verheißung von der Fülle des Lebens gesprochen, und deshalb verschränken sich Verheißungs- und Entsaugungsworte.

Die Dynamik der eschatologisch-präsentischen Lebensfülle als symbolhafte Überwindung des kontingenzbedingten allgegenwärtigen Mangelempfindens durch die Performanz göttlicher Fülle und Unendlichkeit unter den Bedingungen der Endlichkeit soll im Folgenden näher erläutert werden: Einmal in Form der Gottsuche als angemessenem Ort des menschlichen Strebens nach Unendlichkeit, sodann als Überwindung des Mangels durch das johanneische Dasein in der Liebe Gottes. Eine Reflexion zum Potenzial der präsentischen Lebensfülle für die Krisen unserer Zeit beschließt die Überlegungen.

Die Überwindung des Mangels durch die Orientierung der Sehnsucht auf die Suche nach Gott

Theologisch kann der Grund für die Allgegenwart des Mangelempfindens, wie eben ausgeführt, im prinzipiellen Ungenügen alles Endlichen für den sich nach dem Unendlichen ausstreckenden menschlichen Geist erblickt werden: Der Mensch ist das Wesen der Transzendenz. Anfanghafte Erfüllung kann der Mensch finden, der das Mangelempfinden als Ausdruck einer tiefen Sehnsucht erkennt, die nicht mit der Vermehrung immanenter Güter und endlichem Wissen gestillt werden kann. Die Gottsuche

orientiert die menschliche Sehnsucht auf die Transzendenz hin, in die Vertikale. Das ist der unendlichen Sehnsucht adäquat. Eine schlechte Nachricht für die Übersetzbarkeit des christlichen Sinnhorizonts in säkulare Sprache: Für diese Sehnsucht ist die Dimension der Transzendenz konstitutiv. Der Beginn einer Antwort auf das menschliche Streben ist jedoch auch im zwischenmenschlichen Bereich zu finden, wenn zwischenmenschliche Beziehungen nicht mit Erwartungen überfrachtet, sondern freilassend gestaltet werden: Wer sich selbst für andere öffnet, macht sich verwundbar, lässt Veränderungen und das Überschreiten personaler Grenzen zu. Deswegen sind zwischenmenschliche Beziehungen ebenso wie die Beziehung zu Gott Wege, auf denen die Sehnsucht des Menschen nach Unendlichkeit einen adäquaten Raum und eine anfanghafte Antwort findet.

Schritte zur Orientierung dieser Sehnsucht und zur Antwort der Lebensfülle sind:

- Die Frage des menschlichen Daseins als Frage nach dem Sinn als Ganzen zu stellen, statt sich durch ein rein immanentes Leben gegen sie zu immunisieren. Wer sich der Transzendenz aussetzt, stellt fest, dass das Leben keinen festen, begrenzenden Grund hat. Das erfordert Mut zur Offenheit, zu Unsicherheit und Verletzlichkeit.
- In Kontakt treten, den Anderen als anderen und die Dimension der Transzendenz als solche erspüren.
- Alle vermeintlichen Sicherheiten in dem, was wir weltlich zu wissen oder zu besitzen glauben, auch alle Vorstellungen über das eigene Selbst loslassen bzw. transzendieren: geistliches Sterben.

Sich nicht vom Mangel verzehren zu lassen, sondern aus der Mangelfixierung, der Verlustangst und der Sicherung des Bisherigen herauszukommen und sich dem Leben unvoreingenommen zu öffnen ist eine gute Voraussetzung dafür, von Gott und von den Mitlebewesen beschenkt werden zu können. Wenn alles losgelassen wird, sind wir

frei, alles zu empfangen und alles zu geben – und hier verwirklicht sich dann in fröhlicher Gemeinschaft jene Lebensfülle, von der Johannes spricht, wird gottgegebenes geisterfülltes Leben der Fülle anfanghaft gegenwärtig.

Erlöstes Dasein in der Liebe Gottes – Logik der präsentischen biblisch-johanneischen Lebensfülle

Die biblische Verheißung der Lebensfülle weist einen Ausweg aus dem tödlichen Kreislauf von Überfluss, Mangel und Gewalt, der nicht die Überwindung, sondern die Annahme der Kontingenz impliziert. Entworfen wird die Utopie eines friedlichen Miteinanders, in der Menschen gemeinsam speisen, also teilen und Gemeinschaft üben, erfüllt von Freigiebigkeit und von gegenseitigem Wohlwollen. Ermöglicht wird dies, so das Evangelium, durch die Gemeinschaft mit Gott dem Vater in Jesus Christus. Gutes Leben findet sich nicht in einem „immer mehr“ an Konsum, sondern in gelingenden Beziehungen, in Liebe, Geborgenheit und wechselseitiger Solidarität, die niemanden zum passiven Empfänger von Wohltaten macht, sondern jeden und jede ermutigt, sich beschenken zu lassen, sich in den Dienst des Evangeliums und der Gemeinschaft zu stellen und selbst zum Schenkenden zu werden.

Biblische Lebensfülle überwindet den ubiquitären Mangel nicht primär durch ein wundersames Vorhandensein von Gütern und Sicherheit im Überfluss. Sie erfordert die Anerkennung, dass (menschliches) Leben unter allen Bedingungen prekär und endlich ist. Das zeigt sich nicht zuletzt in der Aufforderung zur Nachfolge Jesu als dem Gekreuzigten. Der Versuch, bleibende Sicherheit ausgehend von weltlichen Werten zu schaffen, scheitert. Doch die johanneische Verheißung Jesu gilt gerade inmitten von Kontingenz und Mangel, sie gilt angesichts des Kreuzes, das zum Vorboden der Auferstehung und des ewigen Lebens wird.

„Lebensfülle“ ist ein eschatologisches Richtungszeichen, das das menschliche *Woraufhin* in Ethik und innerer Haltung zu orientieren vermag. Das Vertrauen darauf, dass die Fülle uns verheißt und aufgetragen ist, gewissermaßen inkarnatorisch in diese Welt hineingelegt ist, schafft die Zuversicht, in der die Mangelorientierung stückweise überwunden werden kann. Lebensfülle kann sich anfanghaft verwirklichen, wo Menschen sich der transformierenden Kraft Gottes öffnen. Der Heilige Geist steht für diese verwandelnde Kraft Gottes, ist dynamisch und lebendig, überwindet aktiv alles Faule, Träge und Lebenswidrige.⁴ Wer sich durch Gott verwandeln lässt, lebt aus Gottes Geist heraus. Johanneisch ist Gottes Geist daher ebenso wie Leben und Fülle eine Erfahrung der Liebe Gottes. Wer liebt, erkennt Gott, der die Liebe ist und uns zuerst geliebt hat (vgl. 1 Joh 4, 7ff.).

Das Potenzial der präsentischen Lebensfülle für unsere Zeit

Zur Zeit der „leeren Welt“, zu der die biblische Zeit zweifelsohne zählt, war anders als in der heutigen „vollen Welt“ eine Übernutzung der Schöpfung durch den Menschen noch kaum erkennbar, so dass „Fülle“ ungebrochener als heute als Symbol göttlicher Lebensgabe fungieren konnte. Doch bereits in den damals entstandenen Texten wird deutlich: Die wahre Fülle realisiert sich, trotz aller Brotvermehrungserzählungen, nicht primär durch eine Erhöhung der vorhandenen Gütermenge, sondern ihre Voraussetzung und ihr Ziel sind das neidfreie liebende Miteinander der Menschen dort, wo allenfalls wohlwollend begehrt wird, in Gemeinschaft mit Gott sein zu können. Wenn existenzielle und grundlegende materielle Bedürfnisse gestillt sind, ist die Voraussetzung gegeben, dass Menschen sich zutiefst als von Gott – säkular ausgedrückt: „vom Leben“ – beschenkt erfahren. Wo Menschen das, was sie empfangen, wohlwollend als solches Geschenk

annehmen, und das ist bei vielen Geschehnissen möglich, bei explizit schönen ebenso wie bei solchen, die zunächst vielleicht als neutral erscheinen mögen, wo Menschen ihr Wohlbefinden nicht als ihnen geschuldet ansehen, sondern sich darüber freuen, da werden Menschen umgekehrt immer häufiger fähig, die empfangene Fülle weiterzuschicken. Wo erkannt wird, wie beglückend das Dasein sein kann, in Fülle frei und loslassend empfangend und beschenkend zu leben, solange es die Lebensumstände, die Gemeinschaft und die eigene Fähigkeit, sich daran zu freuen, zulassen, da wird jenseits der Sicherung grundlegender Bedürfnisse das weitere Begehren irdischer Güter plötzlich sekundär. Materielle Güter können der Freude, in der Fülle Gottes zu sein, kaum etwas hinzufügen. In unsere heutige Situation gesprochen könnte ein Potenzial der präsentischen Lebensfülle darin liegen, dass sie eine Reduktion des Lebensstandards auf der materiellen Ebene und dem Bereich der Mobilität akzeptabel zu machen vermag, wenn eingesehen wird, dass diese Reduktion aus pragmatischen Gründen angezeigt ist, zur nachhaltigen Nutzung der irdischen Ressourcen und damit jede und jeder bekommt, was er benötigt, was notwendig, *Not-wendend*, ist.

Anmerkungen:

- 1 Ausführlich zur Lebensfülle in der Theologie vgl. Astrid Heidemann (Hg.), *Lebensfülle – experimentelle Erprobungen eines theologischen Leitbegriffs* (QD 315), Freiburg i. Br. 2021 sowie Ralf Miggelbrink, *Lebensfülle – Für die Wiederentdeckung einer theologischen Kategorie* (QD 235), Freiburg i. Br. 2009.
- 2 Vgl. *Michael Theobald*, *Das Evangelium nach Johannes. Kapitel 1-12* (Regensburger Neues Testament). Regensburg 2009, 658-684 sowie aktuell *ders.*, *Ich rufe dich bei deinem Namen*, in: *Schweizerische Kirchenzeitung* 190 (2022) 248-250.
- 3 Vgl. *Astrid Heidemann*, *Von Menschen und anderen Tieren*, in: *Pastoralblatt* 74 (2022), 67-74, hier 70-72.
- 4 Vgl. *Silvia Schroer/Thomas Straubli*, *Körpersymbolik in der Bibel*. Darmstadt 1998, 245.

Joachim Kügler: Sexualität – Macht – Religion. Zeitreisen ins Bermuda-Dreieck menschlicher Existenz. Würzburg 2021, 128 S., ISBN: 978-3429056568.

Joachim Kügler hat ein Buch zur Stunde („Machtmissbrauch in der Kirche“) und gleichzeitig einen wertvollen Beitrag zur Analyse dysfunktionaler Männlichkeitskonstruktionen („Toxische Männlichkeit“) geschrieben. Als biblischer Theologe (Uni Bamberg) hat er Tiefenbohrungen in die antike Welt mit Hilfe eines einfachen, aber aufschlussreichen hermeneutischen Schlüssels vorgenommen: Er unterscheidet in seiner Definition von Geschlecht zwischen einem „persönlichen Körper, in dem wir leben“, der aber nicht auf die „Biologie“ allein reduziert ist, sondern auch schon als geistiges Konzept, individuell und gesellschaftlich konstruiert, beschrieben wird, – und einem öffentlichen Körper, der definiert wird durch die Rolle, „die wir in einer Gesellschaft spielen (wollen und/oder müssen).“

Und dann beginnt eine „Zeitreise“ – ein pfiffiger Kniff, um den/die Leser*in mitzunehmen – in der Zeitmaschine SE-(xualität)MA-(cht)RE-(ligion), angefangen von der Königstochter Hatschepsut aus dem 15. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung über die Josefs-Geschichte im Alten Testament bis hin zu Paulus und die antike Gesellschaftsordnung, in der männliche Sexualität der Dreh- und Angelpunkt ist. Und zwar Männersexualität nicht als Mittel der liebenden Beziehungsgestaltung, wie dies erst vom Zeitalter der Romantik an immer größeres Gewicht bekommen hat. Männliche Sexualität sei in der Antike Mittel der Unterwerfung und deren Symbol gewesen. Mit ihr wären Machtverhältnisse geschaffen oder gefestigt worden. Wer penetriere, sei ein (richtiger) Mann, wer penetriert werde, sei eine Frau oder werde zur Frau gemacht, wenn der Penetrierte ein Mann ist. Umgekehrt: Wer als Frau in der antiken Welt reüssieren wollte, musste zum Mann werden und seinen öffentlichen Körper vermännlichen, wenn der persönliche eine Frau war. Hier bekommt die eingangs beschriebene Unterscheidung von zwei Körper-Permanenzen ihre Plausibilität. Das ist dann auch der Kerngedanke des Buches: sehr spannend

u.a. für den gegenwärtigen Umgang mit Männlichkeiten in der Kirche!

Besonders interessant wird es, um ein Beispiel hervorzuheben, wenn Kügler Jesus in den Blick nimmt. Am Kreuz finde eine Verweiblichung Jesu statt, so Küglers These, weil er seiner männlichen Selbstbestimmung beraubt würde und der Passivität männlicher Gewaltausübung ausgesetzt sei. Seine Auferstehung mache ihn dann wieder zum Mann, sogar zu einem „Super-Mann“, denn der Sieg über den Tod sei mehr, als man von einem „normalen“ Mann erwarten könne. Jesus nimmt also in dieser Betrachtungsweise eine „Reise durch die Geschlechter“ vor. Diese Betrachtungsweise ist durch und durch von der antiken Männlichkeitsvorstellung geprägt, dies sollte man nie vergessen. Damit ist der Glaube an Tod und Auferstehung Jesu noch keine Überwindung der männlichen Sichtweise auf das Menschsein.

Dies schafft laut Kügler allerdings, man höre und staune, Paulus. Diese Zeit-Reise-Geschichte geht so: Es gab ein Missverständnis zwischen Paulus und der Gemeinde in Korinth. Korinthische Frauen hatten wohl seine Worte an die Galater, es gebe nicht mehr Frauen und Männer, sondern alle seien „Einer“ in Christus, allzu wörtlich genommen und sich daraufhin offensichtlich als Männer gekleidet, ihre sonst übliche Kopfbedeckung abgelegt und sich die Haare kurz geschnitten. Das ging Paulus dann aber doch wohl zu weit. Sie verleiteten ihn zu einer polemischen (oder panischen?) Gegenrede (1 Kor 11,2-16): Die Frauen sollten sich fügen und sich den Männern weiterhin untertan erklären, den Kopf bedecken und in der Kirche schweigen (letztere Bemerkung stammt möglicherweise aus einer späteren, nachpaulinischen Hinzufügung, die nicht von Paulus selbst stammt). Mit dem Verweis der Frauen in die Unterordnung unter die Männer schrieb er aber gänzlich gegen seine eigene Überzeugung, so Kügler: dass nämlich seit Jesus Christus andere Kategorien zählten, als die gegenwärtigen, also die antiken. Die biblisch-historische Forschung weiß, dass Paulus durchaus Leitungsfunktionen von Frauen in den Gemeinden gefördert hat. Nur hier, in der immer wieder widerspenstigen Gemeinde von Korinth, wurde es ihm dann offenbar doch zu viel.

Ist dies noch nicht spannend genug? Dann dürfen vielleicht noch eine andere Geschichte der

Zeitreise noch interessant werden: die Funktion der freiwillig gewählten Ehelosigkeit von Frauen als Mittel eigener Vermännlichung und somit Teilhabe-Ambition an männlicher Macht. Aber das sollten Sie besser selbst lesen – die Zeitmaschine muss weiter.

Natürlich: der Zeitgenosse im 21. Jahrhundert ist geneigt, daraus Schlüsse für heute zu ziehen. Das ist ja auch durchaus beabsichtigt.

Männliche Sexualität als Machtmittel? #MeToo lässt grüßen! Geschlechterwechsel Jesu? Fluide Geschlechtervorstellungen der Gegenwart! „Einer in Christus“ als bewusste Verwischung der Geschlechterhierarchie? Frauen in alle Dienste und Ämter! Die Aktualität der angerissenen Themen werden vom Autor des Buches nur kurz angedeutet, aber sie erschließen sich dem geneigten Lesenden auch fast von selbst, was u.a. am hervorragenden Stil Küglers liegt. Und einem süffisanten, erfrischenden Humor, der ohne Zynismus auskommt, was wieder eine eigene Kunst ist, die er glänzend beherrscht. Das Buch macht einfach gute Laune, trotz der Ernsthaftigkeit des Themas und dessen Bearbeitung.

Der „Männerbeauftragte“ der Bischofskonferenz unter den Rezensenten, nämlich ich, freut sich aber noch aus einem anderen Grund über dieses Buch: endlich noch einmal ein männlicher Theologe, der im Diskurs dysfunktionaler Männlichkeiten einen fundierten theologischen Beitrag zur Dekonstruktion derselben leistet. Chapeau!

Zu guter Letzt jetzt aber noch das Beste: Die Zeitmaschine SE-MA-RE, die hier auf knappe 128 Seiten durch die Zeit rauscht, kann nochmals in Zeitlupe bestiegen werden, indem Willige die tiefergehenden Erkundungen Küglers in einzelnen Fachaufsätzen nachgehen können. Auf sie wird hinten im Buch dankenswerterweise hingewiesen.

Die Lesenden werden es ahnen: dringliche Leseempfehlung für alle an geschlechtersensiblen Fragen Interessierten!

Andreas Heek

Auf ein Wort

Wie relevant ist Weihnachten?

Unauffällig, gar und ganz:
in einem Stall
ein Kind, das schreit.
Im König macht die Angst sich breit.
Herodes ahnt die Relevanz:
Ja, seinem Machtsystem, ihm droht der Fall.

Der Sturz der Macht,
so singt Maria bei Elisabeth,
ist in dem Kind, das unter'm Herz sie trägt,
bei Gott beschloss'ne Sach'.
Doch glauben will das niemand wirklich.
Ja, selbst die Kirche tut mit Machtverzicht
sich mehr als schwer; sie will ihn nicht
– und feiert dennoch Heil'ge Nacht.

Nicht das System, der Mensch ist relevant;
das war schon so beim Kind im Stall.
Der in ihm aufscheint, Gott genannt,
er will die Menschheit lehren,
von ihrem bloßen Machterhalt allüberall
zu ohnmachtvoller Würdeachtsamkeit sich hinzukehren.

Wäre es so, für Missbrauch gäbe es nicht mal ein Wort.
Das Menschenwohl in Covidzeit gäb' schrägem Denken keinen Hort.
Vom Joch der Folter sähe man die Welt befreit,
zu Kriegen stünde niemand mehr bereit.
Es gäbe einzig konstruktive Lebenshausgestalter.
Zum Ende käme – überall –
mit Blick auf diesen armen Stall
die fahle Relevanz der rücksichtslosen Machterhalter.

Und endlich würde sichtbar werden,
was jener Engelsang besagt, der erst auf Hirten trifft;
der Gott im Himmel preist und dies verknüpft
mit dem, was uns noch immer fehlt: Friede auf Erden.
So viele Menschen-, Kinderaugen schreien auf,
die Welt nimmt weiter ihren Lauf.
Wie lange noch bleibt sie so gottestaub?

Gunther Fleischer

Anschriften der Mitarbeiter*innen dieses Heftes:

Dr. Gunther Fleischer, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Petra Dierkes, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Erzbischöfliches Ordinariat Berlin, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Prof. Dr. mult. Klaus Vellguth, Münsterstr. 319, 52076 Aachen | M. A. Sara Han, Freie Universität Berlin, Geschichts- und Kulturwissenschaften, Fabeckstraße 23-25, 14195 Berlin | Univ.-Prof. Dr. Rainer Kampling, Freie Universität Berlin, Geschichts- und Kulturwissenschaften, Fabeckstraße 23-25, 14195 Berlin | Pfr. Christoph Stender, Michaelsbergstr. 6, 52066 Aachen | Alfred Lohmann, Jörisenstr. 1, 40822 Mettmann | AR'in Dr. Astrid Heidemann, Bergische Universität Wuppertal, Fakultät für Geistes- und Kulturwissenschaften – Katholische Theologie, Gaußstr. 20, 42119 Wuppertal

Beirat: Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Martina Kreidler-Kos, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E